

# Baltische Monatsschrift.

XXXVIII. Band.

9. Heft.

## Inhalt.

	Seite
<b>Die Familie.</b> . . . . .	697
<b>Iwan der Schreckliche.</b> Aus Th. Schiemanns Geschichte Russlands etc. Eine Anzeige von Ernst Seraphim . . . . .	710
<b>Beiträge zur Geschichte Livlands während der Regierung Karls XI.</b> Von T. Christiani . . . . .	734
<b>Auf dem Kaisersitz in der livländischen Schweiz.</b> Von Walter Kempe . . . . .	758
<b>Miscellen.</b> (Des pfälzischen Kanzlers Dr. Roseneck Gefangenschaft in Livland. Von G. v. Hansen) . . . . .	760
<b>Bücherschau.</b> (Robertson, Religiöse Reden.) (B. v. S.) . . . . .	770
(Karl Stieler, Ein Winteridyll.) (B. v. S.) . . . . .	771
(M. v. Stern, Ausgewählte Gedichte.) (A. S.) . . . . .	771
(Wilpert, Erzählungen.) (A. S.) . . . . .	771

Litterarische Beilagen: vom Verein der Bücherfreunde in Berlin, von Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig, von C. Ed. Müller's Verlag in Bremen.

## Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von ca. 50 Bogen (9 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

ENSV  
Riiklik Avalik  
Raamatukogu

Reval, 1891.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herrn Arnold v. Tidebühl in Riga, Weidendamm Nr. 8, zu richten.



# Abonnements - Einladung.

Um Störungen in der regelmässigen Zusendung der Hefte zu vermeiden, werden die geehrten Leser der

## „Baltischen Monatschrift“

gebeten, das **Abonnement für den kommenden Jahrgang** möglichst bald zu erneuern.

Der Abonnementspreis beträgt 6 Rbl. 50 Kop., mit Zustellung durch die Post 7 Rbl. 50 Kop. für den Jahrgang.

### Abonnements

nehmen sämtliche Buchhandlungen entgegen.



PL 27158

Baltische  
**Monatsschrift.**

---

Herausgegeben

von

**Robert Weiss.**

---

**XXXVIII. Band.**

---

**Reval, 1891.**

In Commission bei F. Kluge.

**Riga:** Alexander Stieda.

**Leipzig:** Rud. Hartmann.

Дозволено цензурою. — Ревель, 30-го Ноября 1891 г.

## I n h a l t.

	Seite
Erinnerungen 1804—1837. Von Carl Theodor Hermann . . .	81
Die Physik des Wassers. Von Prof. Dr. Arthur von Oettingen .	24
Zur Pastorengeschichte Kurlands. Von E. S. . . . .	36
Studien zur Literatur Altlivlands. Von Th. v. Rieckhoff. . . .	47
Die Coursbewegung des Papierrubels. Von Nicolas Baron Wolff.	94
Rückblick auf das Jahr 1890 . . . . .	117
Eine Concertreise in den baltischen Provinzen. Von Bertramin .	147
Zur Geschichte der evang.-luth. Kirche in Russland . . . . .	154
Timoleon von Neff. Von Paul Falck . . . . .	165
Ein Ueberblick über die Landesabgaben in den baltischen Provinzen. Von Dr. J. v. Keussler. . . . .	188
Ein neues Drama. Von M. v. O. . . . .	213
Vom politischen Genius. Lesefrüchte aus Luthers Schriften . . . .	220
Bemerkungen über das Wesen und die Entwicklung der Sprache. Von E. Westermann . . . . .	233
Ueber die Wittwenverbrennung bei den Indern. Von L. v. Schroeder.	245
Luthers Stellung zur türkischen Weltmacht. Von Fr. Lezius . . . .	263
Der Grundbesitz im alten Oesel. Von H. Baron Sass . . . . .	281
Henri Drummond und das Rigasche Kirchenblatt. Von N. C. . . . .	294
Das Domklostermuseum in Riga. Von C. v. Löwis of Menar. . . .	301
Aus der alttestamentlichen Philosophie. Von Prof. Dr. W. Volck . . .	325
Der Rosenkronsche Process. Von W. Greiffenhagen † . . . . .	338
Gustav Heinrich Kirchenpauer. Von H. v. Samson . . . . .	359
Thomas Wilhelm Greiffenhagen † . . . . .	441
Das unbewegliche Vermögen der evang.-luth. Landkirchen Livlands. Von V. Kupffer . . . . .	452
Correspondenz. Von J. v. Keussler . . . . .	472
Ein Urtheil über Luther. Von A. v. Tideböhl . . . . .	493
An die Leser. Von der Redaction . . . . .	501
Der rigaer Dombau. Aufruf . . . . .	504
Baron Pahlen und die 77 Paragraphen . . . . .	561
Aus den Tagen der Empfindsamkeit. Von L. v. Schroeder . . . .	570
Der einzige Trost. Von W. K. . . . .	589
Eugen Alt † . . . . .	590
Briefe einer Dame aus den Jahren 1842 und 1843 . . . . .	591
Sprachliche und confessionelle Gliederung der Bewohnerzahl einiger balti- schen Städte . . . . .	595

	Seite
Die Bedeutung des Lateinischen und Griechischen in unserem Gymnasial- unterricht. Von Prof. W. Volck . . . . .	605
Die Volksverpflegung und deren Bedeutung für die landwirthschaftliche Production in Russland nebst einem Nachwort über baltische Korn- magazine . . . . .	621
Beiträge zur Geschichte Livlands zur Zeit Karls XI. Aus dem Schwe- dischen des A. Hammarskjöld, übersetzt von T. Christiani . . . . .	647 734
Etwas über die ossetische Götterwelt. Von Reinh. von Stackelberg . . . . .	669
Bilder aus dem Jenseits. Von M. v. Stern . . . . .	678
Erinnerung an den 10. November 1483 u. d. 19. October 1517. Von B. v. S. . . . .	681
Eine Hochzeit auf dem Schlosse zu Abo anno 1648. Von G. v. H. . . . .	684
Die Familie . . . . .	697
Iwan der Schreckliche. Aus Th. Schiemanns Geschichte Russlands, Polens und Livlands bis ins 17. Jahrh. Eine Anzeige von Ernst Seraphim . . . . .	710
Auf dem Kaisersitz in der livländischen Schweiz. Von Walter Kempe . . . . .	758
Des pfälzischen Kanzlers Dr. Roseneck Gefangenschaft in Livland. Von G. v. Hansen . . . . .	760

#### B e s p r o c h e n e B ü c h e r .

H. Diederichs, Herzog Jacobs von Kurland Colonien an der Westküste von Afrika . . . . .	71
Bodeckers Chronik livländischer und rigascher Ereignisse von J. G. L. Napierski (Bgn.) . . . . .	73
Von den 14,000 Immatriculirten . . . . .	78
A. v. Transehe, Gutsherr und Bauer in Livland im 17. u. 18. Jahrh. (G. St.) . . . . .	241
A. Michailow, Um ein sorgenloses Leben (B. v. S.) . . . . .	317
Kurländische Güterchroniken (A. S.) . . . . .	319
Greiffenhagen, Dr. jur. F. G. v. Bunge (Bgn.) . . . . .	322
Altpreuussische Monatsschrift (B. H.) . . . . .	323
Beiträge zur Kunde Liv-, Est- und Kurlands. IV, 3 (Bgn.) . . . . .	414
Denkschrift zur Erinnerung an das 150jährige Bestehen des evangelisch- reformirten Gotteshauses in Mitau (B. H.) . . . . .	418
M. v. Stern, Sonnenstaub . . . . .	418
C. Mettig, das älteste Amtsbuch der Schmiede zu Riga (B. H.) . . . . .	506
Hugo Keussler, Was sagt Drummond? . . . . .	507
A. Tobien, Statistisches Jahrbuch der Stadt Riga . . . . .	508
Schrader, V. Hehn. Ein Bild seines Lebens und seiner Werke (Bgn.) . . . . .	597
Publicationen des Vereins zur Kunde Oesels (Bgn.) . . . . .	599
Neununddreissig estnische Predigten v. G. Müller (Bgn.) . . . . .	600
Prof. Thoms, die landwirthschaftlich - chemische Versuchsstation am Poly- technikum zu Riga . . . . .	601
Wichmann, Briefe V. v. Helms (-rg.) . . . . .	691
Robertson, Religiöse Reden (B. v. S.) . . . . .	770
Karl Stieler, Ein Winteridyll (B. v. S.) . . . . .	771
M. v. Stern, Ausgewählte Gedichte (A. S.) . . . . .	771
Wilpert, Erzählungen (A. S.) . . . . .	771





## Die Familie.

**U**nser baltische Idylle kämpft schon seit längerer Zeit den schweren, vielleicht den letzten Kampf ums Dasein. Von allen Seiten wird gegen sie Sturm geläutet, und wir, welche uns in früherer Zeit in dem Bewusstsein einer harmlosen Weltvergessenheit, verbunden mit heiterer und bedeutender Thätigkeit spiegelten, gelten einer mächtigen Partei als die langjährigen Vertreter verbrecherischen Egoismus'. Da, wo sonst neben der Erfüllung der Tagespflichten der vertraute Verkehr mit den Nachbarn und Freunden, die Beschäftigung mit dem spannendsten Roman und dem neuesten Liede, der Genuss einfacher Natur und dilettantischer Kunst unsere erregtesten Gedanken in Anspruch nahm, wo Humor und Phantasie ihre eigenste Domäne errichtet zu haben schienen — da sind jetzt bange Sorgen nicht bloß um die Pflege unserer theuersten Interessen und Güter, um die Erhaltung der Sitte und Sittlichkeit des Landes, sondern um die Sicherheit des eigenen Heerdes, um die eigene Existenz und die unserer Kinder erwacht.

Da mahnt uns denn der Ernst dieser Tage zur Einkehr in uns selbst und unsere Vergangenheit, um vor Allem der drohendsten aller Anfechtungen, dem etwaigen Selbstvorwurf des aufgeschreckten Gewissens, zu begegnen. Worin bestand denn unser spezifisches baltisches Leben und welcher Theil desselben verdient sein Festhalten um jeden Preis? In welcher Beziehung haben wir auf Sand und in welcher Beziehung auf Fels gebaut?

Das Anheimelnde und Beglückende des Stillebens in Land und Stadt dieser Provinzen lag vor Allem in dem sicheren Vertrauen unseres gegenseitigen Verkehrs. Wohl spielten sich warm

verfochtene Meinungsdivergenzen und Kämpfe, ja Parteienleidenschaft und Personalintrigen auch in unserem Schosse aus, aber über die Grundlagen des Lebens und der Sitte, der Ehre und des Anstandes war das stille Bewusstsein der Gleichartigkeit, des Zusammenlebens von Gesinnungsgenossen verbreitet. Wie in Vischers köstlichem Roman «Auch Einer» der Held nur in dem steten Kampf mit den Aussendungen, mit dem Object, das Leiden seines Lebens sieht, sich aber auf das Rütteln an Sittlichkeits- und Ehrenfragen nie einlässt, denn «das Moralische versteht sich von selbst», so wurde die Grundlage unseres Ehrencodex mit seinem Gemisch von Moral- und Anstandspflichten nie ins Gewirr der Meinungen gezogen, und wer sich auch nur mit dem leisesten Schritt ausserhalb desselben stellte, der trat mit demselben Schritt auch aus unseren Kreisen.

Innerhalb dieses grossen Complexes der baltischen Gesellschaft aber bildeten sich, der Eigenthümlichkeit des Germanen entsprechend, unzählige kleinere Kreise, in welchen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Gleichartigkeit um so stärker und wärmer lebte, je enger und kleiner die betreffende Organisation war. Wie die Wasserkreise um den in den See geworfenen Stein, so waren auch die concentrischen Kreise um die einzelne Persönlichkeit um so tiefer eingeschnitten, je näher sie ihrem Mittelpunkt standen. Jede Stadt, jede Standescorporation, jeder Berufsverein, jedes Gericht, jede gesellige Einrichtung, jedes gemeinnützige Institut wob, abgesehen von seinem directen Zweck, zugleich um seine Glieder das Band engerer Zusammengehörigkeit, wärmeren Vertrauens, freundschaftlicheren Verkehrs. Und wo das öffentliche Leben derartiger Verbindungen ermangelte, da schuf sie das eigene Bedürfnis in beliebigster Form und phantastischer Laune. Von den Vereinigungen der Schüler in ihren Klassen bis zu den Lebensgemeinschaften unserer Studenten, von den Leseabenden und Kränzchen unserer Vorfahren bis zu den Gesangsvereinen und wissenschaftlichen Abenden unserer Tage zieht sich überall derselbe Gedanke des Sichaneinander-schliessens in engere und immer engere Gruppen.

Und ihr Abbild und ihr Wesen fanden alle diese Conglomerationen in der engsten der uns umgebenden Gruppen, in der unsere Gedanken am meisten erfüllenden und unser Herz am tiefsten beglückenden Menschenverbindung, welche nicht willkürlicher Auswahl, sondern der Natur selbst ihre Entstehung verdankt, mit einem Wort: in der Familie! Die Familie und das



Familienhafte ist das Kennzeichen des bisherigen baltischen Zusammenlebens.

Wir haben bisher eine grosse Familie gebildet. Es konnte dies nur geschehen, weil die Zusammensetzung unserer Bevölkerung und die politische Lage unseres Landes die Zahl der Theilnehmenden eng begrenzte und den Wechsel der Personen nur in geringem Masse zulies. Ein Jeder kannte Jeden, wenn auch nicht immer persönlich, so doch dem Namen und der Familie nach. Die Verbindungen und Verkettungen der Familien, Vereine, Corporationen waren so mannigfache, die Beziehungen jedes Einzelnen so zahlreiche, dass ein Jeder nicht, wie im Westen, als Fremder von einer Stadt in die andere, aus einer Provinz in die andere eintritt, sondern mit seiner ganzen, Allen bekannten Vergangenheit und Eigenthümlichkeit, gewissermassen als ein wohlbekanntes, wenn auch zeitweilig abwesend gewesenes Familienglied.

Um aber dieses Abbild der Familie allen unseren Organisationen aufzudrücken, musste das Original wirklich die anerkannte Grundlage des Lebens bilden. Und in der That war und ist dies — vielleicht in zu grossem Masse der Fall. Das Zusammenhalten auch der weitesten Verzweigungen desselben Stammes, das Sichverwandtrechnen bis in die entferntesten Grade, das Eintreten und Sorgen für die Angehörigen — es führte bis auf den heutigen Tag zu dem steten Familienumgang, welcher grössere Familien der Gefahr der Abgeschlossenheit und Verknöcherung aussetzte, zu den zahlreichen Heiraten verwandter Personen mit ihren häufigen schweren Consequenzen, zu dem Forterben von Amts- und Berufsstellungen, von Geschäftsfirmen und Pastoraten vom Vater auf den Sohn, vom Bruder auf den Bruder. Die Gefahr der sog. Inzucht trat immer näher und wäre nicht durch Einwanderung und durch Assimilirung verschiedener Stände dieses Landes eine stete Rekrutirung durch frisches Blut ermöglicht worden, so hätte ein Rückgang der physischen und geistigen Kraft sich bald bemerklich gemacht.

Jetzt aber scheint die Zeit gekommen, wo auch unser Land — wenn auch mit schwerem Herzen — den Zoll zahlen muss, welchen das wilde Treiben der Welt fast überall zahlt, eintreten muss in die geschäftige Tretmühle des modernen Verkehrs, wo das Durcheinanderwogen unbekannter und wenig vertrauenerweckender Elemente die Stelle des Handtierens mit Bekannten und Verwandten einnehmen soll. Der familienhafte Zug unseres Lebens ist in Gefahr zu verschwinden.

Niemals aber die Familie selbst. Im Gegentheil. Wie sich auch die Zukunft gestaltet, der Familie verspricht sie nur eine neue Vertiefung. Je ausschliesslicher wir mit unserem Fühlen und Lieben aus der Aussenwelt heraus und auf den engen Kreis zurückverwiesen werden, der mit uns Alles theilt, Glück und Elend, Frieden und Kampf, mit desto grösserer Kraft müssen die geschlossenen Ventile des Herzens den einzigen Ausgang suchen, welchen das Leben ihnen gelassen hat. Je unfreundlicher das Draussen, desto wärmer und behaglicher das Drinnen. Geht die Heimat verloren, so bleibt doch das Heim.

Worin besteht denn das Wesen dieses von der Natur, der Sitte und dem Recht in gleicher Weise geschaffenen und gepflegten Begriffs? Was ist die Familie? Welche Verhältnisse schafft sie? Welche Anforderungen stellt sie? Welchen Beruf erfüllt sie? Oder mit anderen Worten: Welches sind die Grundlagen des Familienrechts?

Es scheint eine Art von Selbstwiderspruch zu sein, wenn man von einem Familienrecht spricht. Ein Kreis von Menschen, welcher ausschliesslich auf das gegenseitige Gefühl angewiesen ist, kann nicht wohl durch kalte Rechtsschranken von einander gesondert sein. Wo die Liebe die Vorschriften dictirt, hat das Gesetz zu schweigen. Die Zartheit der Banden, welche unter dem Begriff der Familie zusammengefasst werden, scheint die rauhe Hand des Richters und Gesetzgebers nicht zu vertragen. Der Ehemann, welcher sich in den Gesetzen umsieht, um zu erfahren, wie er sich seiner Gattin gegenüber verhalten soll, das Kind, welches bei Gericht vortritt, um seine Ansprüche und Familienstellung gegen seine Eltern zu erkämpfen, sie haben in unseren Augen aufgehört, Ehemann und Kind zu sein. Ein Familienrecht scheint das Wesen und Gemüth der Familie zu tödten.

Wer so argumentirt, der weiss nicht, was das Privatrecht, dessen Theil das Familienrecht bildet, will und was das Privatrecht ist. Das Privatrecht schreibt überhaupt nichts vor, sondern beschreibt nur die Zustände, welche es im Volk vorfindet. Nur was fromme Sitte und alte Tradition, was freier Wille der Einzelnen und gegenseitige Uebereinkunft eingeführt haben und üben, sucht das Recht auf und stellt es hin. Und jederzeit überlässt es den Einzelnen, von diesen Sätzen abzuweichen, wenn sie nur nicht den Grundsätzen des Strafgesetzes und der öffentlichen Moral entgetreten. Das, was das Recht über die gegenseitigen

Beziehungen zwischen Mann und Frau, zwischen Vater und Kind hingestellt hat, das kann die freie Uebereinkunft der Ehegatten, oder der Eltern mit den volljährigen Kindern jederzeit ändern, wenn sie nicht die sittlichen Grundlagen der Ehe oder des Elternverhältnisses untergraben. So kann ein Ehevertrag die vermögensrechtliche Stellung der ihn abschliessenden Gatten in ganz anderer Weise fixiren, als das Recht des Landes. Will aber z. B. die Ehefrau sich von vornherein die Berechtigung sichern, die Wohnung des Ehemannes nicht zu theilen, so verbietet ihr dies das Recht, weil die Lebensgemeinschaft der Gatten die sittliche Grundlage des Eheverhältnisses bildet. Wenn man daher manchmal in Romanen von Ehecontracten liest, welche von vornherein eine Trennung der Gatten stipuliren, so ist diese Bedingung zu den vielen unmöglichen Erfindungen zu rechnen, welche die Grundlagen des modernen Sensationsromans zu bilden pflegen.

So ist denn das Familienrecht nichts Anderes, als die Beschreibung der Familie und ihres Wesens. In drei Stufen steigt dieses Wesen bis zur festen Crystallisation im Familienrecht auf.

Zuerst finden wir es als Familienleben. Hier steht es noch ganz als Complex individueller Gefühle vor uns, in seiner vollen Wärme und Beglückung, aber auch noch unbeschreibbar, ohne feste Grenzen, in glückseliger Verschwommenheit. Neben den erhabensten und edelsten Zügen der Aufopferung und des Gehorsams, der Hingebung und der Treue stehen hier die bedenklichsten Ausschreitungen des Gefühls, von der Affenliebe und Verzärtelung durch die Stadien der Erkaltung und Undankbarkeit bis zu jener schauerlichsten und wildesten aller menschlichen Empfindungen, dem Familienhass. Die schrecklichsten Tragödien des Menschenlebens verdanken diesem letzteren ihre Entstehung, und die schlechtesten Exemplare unseres Geschlechts sind andererseits meist dem Uebertreiben der Familienempfindung, der Verzärtelung und Verwöhnung, entsprungen. Das blosse Familienleben allein, ohne die Heranziehung der Familienpflicht bietet keine Bürgschaft für den wahren Zweck der Familie.

Ist aber den Familien das Verständnis dafür aufgegangen, dass sie nicht eigener Willkür, sondern einem höheren Zwecke dienen, dann tritt das zweite Stadium ihrer Ausbildung ein, die Familiensitte und Familientradition. Kein Kreis von Menschen ist so geeignet, die als bewährt erkannten alten

Gebräuche zu hegen und zu pflegen, wie die Familie, und in jedem dieser Gebräuche prägt sich Wesen und Zweck der Familie von Neuem aus. An jedes grosse Begegnis der Menschheit, an jedes Fest des öffentlichen und des innerlichen Lebens knüpft sich das stille Weben der Familie und ihrer Sitten, und wer an den in kurzer Zeit vor uns aufleuchtenden Weihnachtsbaum denkt, der weiss, dass sogar das grösste Ereignis der Menschengeschichte für uns zum Gegenstand eines Familienfestes geworden ist und zu tausend Familiensitten Veranlassung giebt.

Aber auch die Familiensitte giebt noch keine absolute Bürgschaft für die Erfüllung des Zweckes der Familie. Wohl pflegt sie die Beziehungen der einzelnen Familienglieder unter einander in würdiger Weise zu regeln und zu fördern — aber nach aussen, den anderen Familien, der Gesellschaft, dem Staat gegenüber steht die Familie unvermittelt da, nur sich und ihr Wohl kennend. Wer hat ihn nicht erlebt, jenen *Familienegoismus*, welcher um so gefährlicher auftritt, weil er scheinbar von edlen Gefühlen hervorgerufen und geschwellt wird! Für die Reinheit der Familie und des Stammes, für das Wohl von Weib und Kind Anderen Unrecht zu thun, das erscheint so Manchem kaum noch als Unrecht. Selbst das Strafgesetzbuch wagt sich nur schüchtern an denjenigen heran, welcher für Frau und Kinder stiehlt — und so manches sittlich schwankende Gemüth lässt sich über die Vorwürfe seines Gewissens hinwegtragen, wenn seine Handlungen das äussere Wohl seiner Familie befördern. Man vergisst nur zu leicht, dass das äussere Wohl der Familie nicht ihr inneres bildet, und dass das in Entbehrung und Noth herangezogene Kind eine ganz andere Blüthe verspricht, wenn es seinen Vater nie von dem Pfade der Ehre und des Gewissens hat abweichen gesehen, als das mit Wohlstand überschüttete, dessen Leiter dem Wohlstand und der Ausbildung des Kindes die eigene Moral aufopferte. Und auch da, wo der Familienegoismus nicht so grob wuchert, wo er blos zur gegenseitigen Ueberschätzung der Familienglieder, zur Uebertragung des ganzen Lebenszweckes auf die Förderung der eigenen Familie führt, auch da rächt sich diese Uebertreibung in der zu grossen Abschliessung gegenüber der anderen Menschheit, in der Ausbildung einseitiger Familieneigenschaften, in dem Verfall des wahren Familienzweckes. Denn auch die Familie hat, wie der Staat und jede corporative Verbindung, nur dem Einen zu dienen, dem inneren Wohl und der sittlichen Ausbildung des Einzelnen.

Diesem Familienegoismus entgegenzutreten und die edle Pflanze der Familie von den überwuchernden Trieben der Ueberschätzung zu retten, ist vor Allem das Familienrecht berufen, welches die Stellung der Familienglieder unter einander auf das richtige Mass zurückleitet und die Familie in den Staat und die Gesellschaft einreihet, als edelstes Werkzeug und als wahre Grundlage derselben. Aus ihm entnehmen wir daher die letzte und sicherste Antwort auf die Fragen nach dem Begriff und dem Inhalt der Familie.

Was verstehen wir unter einer Familie? Das Recht unterscheidet ebenso, wie unsere Laienauffassung einen doppelten Begriff der Familie. Familie im weiteren Sinn ist der Complex aller derjenigen Personen, welche mit einander von einem gemeinsamen Stammvater abstammen. Man ersieht aus dieser Definition, dass Familie in einem beliebig weiten Sinn genommen werden kann, je weiter der Stammvater zurückliegt, von dem gerechnet werden soll, so dass hier bald die Verflüchtigung eine so grosse wird, dass zuletzt nur der gemeinschaftliche Name und einige äusserliche Kennzeichen das Familienband repräsentiren. Hier geht das Familienwesen, die Familienbeziehung zuletzt verloren, und nur im uneigentlichen Sinne spricht man hier noch von Familienliebe und Familiengefühl.

Dieser mehr scheinbaren Familie steht der eigentliche und engere Begriff der Familie gegenüber, als die Gemeinschaft aller derjenigen nächsten Blutsverwandten, welche durch einen gemeinsamen Haushalt die Gemeinsamkeit des Lebens durchführen. Der Familienheerd macht die Familie, und in diesem Sinne ist die Familie zerstört oder wenigstens unterbrochen, sobald ihr Zusammenleben sein Ende erreicht hat. Die aus dem Elternhause heiratende Tochter, der sein eigenes Heim gründende Sohn — sie scheiden aus der Familie, um eine neue zu bilden.

Das Recht der Familie, das Wesen der Familie, der Zweck der Familie — sie alle beruhen auf diesem Zusammenleben der Familie. Wohl mögen schon die nahen verwandtschaftlichen Bande an sich mit Recht wärmere Empfindung, kräftige Hilfeleistung, vertrauten Verkehr wachrufen — sie haben aber nichts gemein mit jenem Staat im Kleinen, wo der gemeinsame Hausstand, die gemeinsame Sorge, die gemeinsame Pflicht eine Gedanken-gemeinschaft hervorrufen, welche oft mehr als die blosse Blutsgemeinschaft, Gleichartigkeit der Anschauungen und Eigenschaften

erzeugt und ihr gemeinsames Merkmal selbst den äusseren Zügen der Familienglieder aufprägt.

Zwei verschiedene Verhältnisse treten uns aber innerhalb der Familie gegenüber: das Verhältniß der Ehegatten und das Verhältniß der Eltern und Kinder.

Ihre Wurzel findet die Familie in der Ehe, d. h. in der Lebensverbindung von Mann und Frau. Ihre ausschliessliche Voraussetzung ist die Gemeinsamkeit der Kräfte und der Arbeitsleistungen, der Sorgen und der Freuden, der Thaten und der Gedanken. Hier liegt die erste und gewaltigste Reaction gegen den Einzelegoismus vor, wie sie später in dem Elternverhältniß, in der Beziehung zum Staat und in der Stellung zur ganzen Menschheit sich weiter fortsetzen soll. Mann und Weib sollen in der Ehe einander und der Idee der Familie dienstbar sein. Wer nicht im Stande ist, seine eigenen Wünsche und Freuden dem Gedeihen der Ehe, dem Glück des anderen Theiles jederzeit zu opfern, wer das Einzelleben seines Individuums in der Ehe, wenn auch heimlich, als Hauptmittelpunkt seines Denkens und Trachtens ansieht, der hat nicht verstanden, was Moral und Recht von dem Ehegatten fordern, das Unterordnen des Ichs unter ein Ganzes, dessen Theil man wird. Und wie sollte derjenige, welcher selbst in dem beglückendsten unserer Lebensverhältnisse es nicht im Stande gewesen ist, seinen Egoismus aufzuopfern, es durchführen, in den anderen kälteren Beziehungen des Menschen, in den weiteren Kreisen des Staats und der menschlichen Gesellschaft das volle Verständniß seiner staatsbürgerlichen und menschlichen Pflichten zu erwerben, wo ihm nicht die gleiche Wärme des Gefühls von der anderen Seite erwidert und dadurch das höchste Glück der Empfindung geboten wird. Zwar ist hier unter Aufopferung des Egoismus keineswegs zu verstehen, dass Jemand auch sein ganzes edleres Ich, die Förderung seines seelischen und ewigen Wohls in den Dienst des anderen Theiles stellen soll — denn auch die Ehe ist nicht Zweck, sondern blos Mittel — aber auch den groben Egoismus unserer zeitlichen Bestrebungen und Begierden aufzuopfern ist schon schwer genug. Täglich und stündlich den Kampf mit diesen schlummernden Trieben unseres bösen Herzens durchzuführen — wahrlich dazu gehört entweder die Pflichterfüllung eines Riesen an Tugend oder — die Liebe des Ehegatten.

Das ist der Grund, warum die wahre Ehe — auch im rechtlichen Sinne — jenes Gefühls nicht entbehren kann, welches zwar aus egoistischen Grundlagen entstanden, doch allein im Stande ist,

den Egoismus zu bekämpfen. Das ist der Grund, warum eine Ehe ohne Liebe — trotz der edelsten Vorsätze und obgleich häufig nach aussen hin alle ihre Pflichten erfüllend — nie das bewirkt, was die wahre Ehe soll, *Freudigkeit* in der Lebensführung und herzliche Aufopferung des Einzeldaseins. Das ist der Grund, warum selbst der schwächere und schlechtere Mensch oft der Aussenwelt das Beispiel eines vollendeteren und glücklicheren Ehegatten gewährt, als der charaktvollere und bessere. Auch hier ist die Liebe die Erfüllung der Dinge. Auch hier heisst es, wie bei einer anderen höheren Liebe:

«Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.»

Und auch hier gelten jene Normen desselben heiligen Buches alle im Einzelnen:

«Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht; sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden; sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich der Wahrheit. Sie verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles.»

Und endlich und vor Allem:

«Die Liebe höret nimmer auf» — auch nicht gegenüber dem Grabe!

Und ferner folgt aus dieser gegenseitigen Aufopferung und Dienstbarkeit in der Ehe auch deren monogamische Form. Ganz abgesehen davon, dass das wahre Familien- und Eheleben nicht das Heranziehen mehrerer fremder Elemente gestattet, ganz abgesehen davon, dass die Grundlage der Ehe, die gegenseitige Achtung beider Theile, bei der Ungleichartigkeit der Stellung leiden muss, dass die Polygamie die Frau nicht zur wahren Entfaltung ihrer Kräfte gelangen lässt, weil sie hier blos als Mutter und als Geliebte, nicht als Theilnehmerin der Lebensstellung des Mannes berücksichtigt wird — kann sie hier nicht auf die Ausschliesslichkeit der Gedanken und Gefühle ihres Gatten Anspruch erheben, welche dem Eheleben unumgänglich ist. Eine Polygamie ist nur möglich, wo nicht die Familie und das Familienleben, sondern wo blos die Befriedigung und Beglückung des Mannes als ausschliesslicher Zweck der Ehe angesehen wird, wo Staat und Religion in der Erziehung von Männern aufgehen. Die Herab-

drückung der einen Hälfte des Menschengeschlechts zu Werkzeugen für die Befriedigung der anderen, diese Verschleuderung der edelsten aller Stoffe und Kräfte, der menschlichen Seelen, sie rächt sich nothwendig gerade durch den Untergang desselben Staatswesens, auf dessen alleinige Förderung diese ganze Organisation abzielen sollte.

Ihre nothwendige Ergänzung aber findet die Familie in der Frucht der Ehe, in der Pflege und Erziehung der Kinder. Wohl kann auch eine kinderlose Ehe eine glückliche und tiefe Ehe sein, wohl kann auch sie beide Theile lehren, das eigene Ich in den Dienst des anderen Theiles und damit in den Dienst einer grösseren Idee zu stellen, aber sie bildet eben nur eine Ehe und keine Familie. Sie muss auf das hauptsächliche und naturgemässe Anwendungsgebiet verzichten, auf welchem der glücklich geschaffene Organismus sich zu bethätigen hat. Nicht als ob es nicht andere Gebiete gäbe, auf welchen die kinderlosen Gatten in vereinter Arbeit und vereinten Gedanken ihre Verbindung und Liebe bezeugen können, aber die Gefahr und die Versuchung des Auseinandergehens ist da eine grössere, wo nicht die gleiche unmittelbare Beglückung erzielt wird, wie in der Sorge für die Kinder. Hier liegt wiederum einer jener Fälle vor, in welchen der Egoismus, wie er doch unzweifelhaft auch dem Eltern Glück zu Grunde liegt, sich selbst allmählich überwindet und sich die Kraft verschafft, an den Kindern grosse, ideale Zwecke zu erfüllen, nicht deren Augenblicksglück, sondern ihre ewigen Interessen zu fördern.

Himmelweit verschieden von einander sind zwar die rechtlichen Auffassungen dieser beiden Verhältnisse, wie sie bei den einzelnen Völkern dieser Erde Platz gegriffen haben. Ich kann hier nicht näher auf diese hochinteressante Entwicklung eingehen, welche einerseits die grossen Verschiedenheiten der einzelnen Nationalitäten und Racen ausprägt, andererseits aber doch auch zeigt, wie die nachfolgende von der vergangenen lernt und so einen allmählichen Fortschritt darstellt. Es mag blos erwähnt sein, dass die altorientalische Auffassung der Familie von dem Gedanken ausging, die gleichen Grundsätze auf das Staats- und auf das Familienleben auszudehnen. Hier blieb die Familie zusammen, auch wenn sie mehrere Generationen umfasste — hier ward der Hausvater zum Patriarchen und übte daher auch eine dem Monarchen ähnliche unumschränkte Gewalt aus. Hier ging nicht blos die Frau, nicht blos das Kind, sondern der gesammte



Stamm mit seinem gesammten Vermögen und Gesinde in der Willkür des Stammvaters auf, und nur den schlichteren Verhältnissen und dem angeborenen Familiengefühl ist es zu verdanken, wenn nicht schon bald die furchtbarste Tyrannei die Familie selbst zerstörte.

Anders war es bei den Griechen. Hier — namentlich bei den Athenern — ward nicht der Stamm, sondern die wirkliche Familie als Familienheerd anerkannt — aber auch sie trat in den Hintergrund neben den Anforderungen, welche Staat und bürgerliche Gesellschaft an den Griechen stellten. Nicht die Ehegattin war die Genossin seines gesellschaftlichen Lebens, nicht die Kinder der vorwiegende Gegenstand seiner Gedanken und seiner Arbeit.

Erst die Römer stellten die Ehe auf das Piedestal, welches sie verdiente und gaben der Familie die Stellung im Staatsleben, welcher dieses letztere bedurfte. Die römische Ehefrau war (wenigstens später) Theilnehmerin der Sorgen und der Arbeit des Gatten. Sie hatte vollen Anspruch auf seine und der Mitbürger Hochachtung. Die Erziehung der Kinder gehörte der Familie, nicht dem Staate. Ja der Staat selbst stand nach der ältesten Verfassung Roms mit beiden Füßen in der Familie, indem die Stellung des Einzelnen in der Familie und im Stamm zugleich seine Stellung und seinen Rang im Staate bestimmte. Erst das spätere Recht hob diese Privilegierung der Familie auf und gab der letzteren die freie privatrechtliche Stellung, ohne welche eine wahre Blüthe der Familie nicht möglich erscheint.

Aus jener älteren staatlichen Zeit der Familie aber datirt auch die streng monarchische und bis ins Einzelne ausgebildete Verfassung der Familie. Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass gerade in den roheren Zeiten des Alterthums die Rechte der Familienglieder viel genauer, strenger, starrer ausgeprägt erscheinen, als in neuerer Zeit. Damals musste die Familie eben gewissermassen den Staat vertreten. Damals konnte man den Gehorsam des Kindes, die Treue der Gattin nicht ruhig dem Gefühlsleben überlassen — denn der ganze Staat wurzelte auf diesen Pflichten und hatte ein Interesse an ihrer Erfüllung. Daher die Stellung des Ehemannes und Vaters als unumschränkten Monarchen über Sitten und Handlungen seiner Gattin, über Vermögen und sogar über das Leben seiner Kinder. Nur dem Staat und dem Staatsgesetz war er für die gewissenhafte Erfüllung der Pflichten seiner selbst und seiner ganzen Familie verantwortlich.

Aber niemals vermögen auch die strengsten Gesetze der Ehe und der Familie dieselbe Dauer und dieselbe rechtliche Kraft zu verleihen, welche allein Familiensitte und Familiengefühl wachzuhalten im Stande sind. Es fehlte der alten Ehe die Festhaltung eines eigenen sittlichen Zweckes derselben und die Zurückführung aller Familienbände auf die Bände der Liebe. Darin ist unsere moderne Ehe trotz der viel geringeren Präcision ihrer Rechtssätze weit über die alte Ehe hinausgeschritten, dass sie ihre Vorschriften dem Gewohnheitsrecht, der Familiensitte und Familienmoral entnimmt, nicht aber den Bedürfnissen des Staates und der Gesellschaft.

Diesen gewaltigen, grundlegenden Fortschritt in der Entwicklung der Familie haben wir aber, wie jeden sittlichen Fortschritt, ausschliesslich der Thatsache zu verdanken, welche in die äusserlichen Vorschriften der alten Welt den rettenden innerlichen Factor hineinbrachte, dem Christenthum. Was unsere Familie sich an Treue und innerlichem Gehorsam, an Aufopferung und Liebe gewahrt hat, ist nicht den Anforderungen einer angeblichen allgemeinen Weltmoral entnommen, sondern steht unmittelbar mit den christlichen Grundsätzen der Ertödtung der sündigen Natur und des gegenseitigen Tragens der Lasten des Nächsten in Wechselbeziehung. Das «Verlassen von Vater und Mutter» um der Ehe willen, die Liebe und der Gehorsam der Gatten, die Erziehung der Kinder nicht zu Spielwerken eigener Laune und Verzärtelung, sondern zu Christen — das sind die ausschliesslichen Grundlagen der modernen Familie. Was die Neuzeit dazu oder dagegen gethan hat, ist vielfach ein Versuch der Rückführung der Familie in die äusserliche Zeit des antiken Rechts.

So wahr und berechtigt aber die Basirung der Familie auf das Familiengefühl ist, so enthält sie doch eine schwere Gefahr. Sie entzieht dem Recht und dem Staat jede mögliche Controlle über die Familienglieder und muss es der Sitte und der öffentlichen Meinung überlassen, die Härte des Vaters, die Nachlässigkeit der Mutter und Ehefrau, den Ungehorsam der Kinder zu rügen und zu strafen. Indem die Familie vor Allem als moralisches Institut hingestellt wird, steigt und fällt ihr Werth mit der öffentlichen Moral des Landes. Wo die letztere zu Grunde geht, da demoralisirt sich auch die Familie, so dass schon mehrfache Warnungen der Staatsgewalt stattgefunden haben, welche auf ein Einschreiten derselben zu Gunsten der Reinheit der Familie hindenten.

Denn der Staat hat ein berechtigtes Interesse an der Familie.

Wo dieser tiefste und wichtigste Kreis seiner Staatsangehörigen dem Untergange entgegenreift, da sinkt mit ihm und noch vor ihm die Moralität aller Staatsbürger, die Pflichttreue des Beamten, die Subordination des Soldaten, der Gehorsam des Unterthanen zusammen und begräbt die ganze Maschine.

Darum ist der einzige, der letzte Anker irdischer Ordnung, wenn wir an der Familie halten. Aber nicht allein das. Auch unser individuelles Wohl liegt in seinen tiefsten Gründen in dem Schoosse der Familie verborgen. In Zeiten, wie die jetzigen, wo das gewaltige Vorwärtstreiben des Verkehrs uns Einzelnen kaum die Möglichkeit lässt, sich auf uns selbst zu besinnen, da ist der wahrhaft glücklich zu preisen, welchem das stille Leben der Familie diese Möglichkeit gewährt, ohne dass man, gleich dem Einsiedler des Mittelalters, aus der Welt und ihren Anforderungen zu flüchten hat. In Zeiten, wo das ausgebildete materielle Behagen, die Theilnahme am politischen Leben und die Bedürfnisse der Gesellschaft Tag um Tag rauben, bis vielleicht erst die Todesstunde den Einzelnen als Einzelnen schrecklich erweckt, ist derjenige zu preisen, welchen das Leben nöthigt, der Familie zu geben, was ihm das öffentliche Leben entzieht. Nicht mehr den Familienegoismus pflegt er, sondern die Familienpflicht. Dieselbe Liebe, die uns Alle unseren Nebenmenschen gegenüber leiten soll, sie ist hier das oberste Panier und von der Familie aus erstreckt sie sich dann von Neuem und unmerklich auf Gesinde und auf Nachbarn, auf die Armen und die Bedürftigen. Dieses Leben aber ist wahres Leben, denn :

«So viel du liebst, lebst du.»





## Iwan der Schreckliche.

Aus Th. Schiemanns «Russland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert».  
(Onkensche Sammlung.)



### Eine Anzeige<sup>1</sup>.

von berufener Feder ist Th. Schiemanns Livländische Geschichte im XXXV. Bande dieser Zeitschrift besprochen worden. Seitdem ist jenem ersten Abschnitt «Geschichte Livlands bis zum Tode Wolters von Plettenberg» der weitere: «Iwan der Schreckliche und seine Zeit» gefolgt, und es dürfte vielleicht an der Zeit sein, den Faden der Berichterstattung wieder aufzunehmen, zumal wir, bei einer Fülle kleinerer, ihren Leserkreis in den Ostseeprovinzen suchenden Arbeiten, doch nur überaus selten in der Lage sind, historische Schöpfungen von Landsleuten einer Besprechung zu unterziehen, die sich an ein allgemein deutsches Publicum wenden.

Wenn es in einem Aufsatz, der, in derselben Zeitschrift erschienen, Leopold von Rankes Ansichten über die Geschichte unserer engeren Heimat uns vor Augen führte, hiess: «Wir müssen gestehen, dass der universalhistorische Gesichtspunkt uns bei weitem die befriedigendste Livländische Geschichte zu gewähren scheint», so bot sich Schiemann in der Zeit Iwans des Schrecklichen diese Darstellung wie von selbst dar, wo Livland inmitten feindlich ringender grosser Mächte nicht ohne eigene Schuld aufhörte zu sein, was es gewesen. Nur in steter Bezugnahme auf die Ausgestaltung Russlands, auf die eigenartigen Verhältnisse Polens erklärt sich dem nachlebenden Enkel das Elend jener entsetzlichen Tage, «die Land

<sup>1</sup> Der nachstehende Aufsatz wurde bereits zu Ostern 1890 geschrieben. Durch ein Versehen, das gütigst entschuldigt werden möge, konnte derselbe erst jetzt zum Abdruck gelangen.  
Die Red.

und Leute fast zur Unkenntlichkeit verdarben». Wir müssen es dem Verfasser Dank wissen, dass er den nicht selten spröden Stoff so lebendig zu behandeln gewusst, andererseits in den Capiteln über den Zusammenbruch des livländischen Landesstaates das weit-schichtige Material so trefflich zu meistern verstanden hat, dass das künstlerische Gleichgewicht an keiner Stelle gefährdet worden ist. Schieman hat sich in der Darstellung dieser Zeitläufte wieder einmal als der fesselnde Erzähler bewährt, ohne dass über der Form der Inhalt geschädigt worden wäre.

«Die russische Welt, wie sie sich auf altslavischen Grundlagen an der Hand byzantinischer Rechtgläubigkeit, unter dem Drucke des Tatarenjoches und im Kampfe gegen dasselbe zu einem eigenartigen Staatswesen herausgebildet hatte, fand ihren Mittelpunkt in dem harten und klugen Geschlecht jener Grossfürsten von Moskau, das seit den Tagen Iwan Kalitas es verstanden hatte, mit dem russischen Staatsgedanken eins zu werden.» Vor diesen Fürsten waren die Sondergewalten in den Staub gesunken, so weit die Grenzen sich erstreckten, schien es nur einen Willen zu geben, den des Beherrschers von Moskau, dessen Unumschränktheit, politisch gleich unangefochten, wie religiös «zum politischen Dogma des Volkes» geworden war. Hochbedeutsam musste es nun sein, wenn jenes «Fundament russischer Weltanschauung» seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts «von innen heraus und von aussen her auf die Probe gestellt wurde». Die nach dem Tode Wassili Joannowitsch' eintretende Herrschaft eines Kindes brachte die lange zurückgedrängte Partei der russischen Bojaren ans Ruder, deren Willkürregiment wohl mit furchtbarer Energie zurückgedämmt wurde, was aber nicht hindern konnte, dass, nachdem das legitime Herrscherhaus ausgestorben, eine Krisis ausbrach, die, wie es den Anschein hatte, Russland dem Auslande zur Beute geben sollte». Erst die Romanows gaben dem zerfallenden Gemeinwesen neues Leben. — In anschaulicher Weise, oft dramatisch lebhaft, führt uns Schieman die Anfänge der Zerrüttung in den ersten Abschnitten vor. Die Herrschaft der Grossfürstin-Wittwe Helene Glinska, die harte, kein Menschenleben schonende Schreckenszeit, der selbst die nächsten Verwandten zum Opfer fallen, die Kämpfe der Bojarenhäuser, so der Schuiski und Glinski, unter einander, die Intriguen am Hofe nach dem Tode der Regentin, werden eben so objectiv und doch höchst wahr geschildert, wie die Miswirthschaft der Grossen, bei denen «eigen-

nütziger roher Misbrauch der Gewalt, die auch in frecher Rücksichtslosigkeit vor der Person des jungen Grossfürsten nicht zurück-scheute», an der Tagesordnung war, und die im Genusse der Herrschaft die Leitung der Provinzen schändlich vernachlässigten. «Grausam wie Löwen» — klagt die pleskauer Chronik — «seien die Statthalter gewesen, und ihre Leute wie wilde Thiere gegen die Bauern.» Auf diesem Boden wuchs der junge Selbstherrscher auf, dessen Bild mit psychologischer Feinheit entworfen zu haben, Schieman wohl Niemand wird abstreiten können. Wohl noch nie war einem unmündigen Grossfürsten geschehen, wie ihm, der nach aussen hin «der Schild war, mit dem die Regenten ihre Willkürherrschaft deckten», dem sie scheinbar knechtische Ergebenheit heuchelten, im Inneren des Palastes ihm aber frech und höhrend entgegentraten. Wie die Bojaren ihm sein kostbares Tafelgeschirr geraubt, Iwan Schuiski ihn verächtlich nicht gegrüsst, sie, sich vergessend, in seiner Gegenwart sich geschlagen und mit Schimpfworten überhäuft, hat der Knabe nie vergessen, bitterer Hass wuchs in seiner früh zur Verstellung gezwungenen Seele auf, die fest entschlossen war, Rache zu nehmen, wenn die Zeit gekommen. Und sie kam allmählich heran. Mit der Schnelligkeit eines lange auf der Lauer liegenden Tigers befahl er plötzlich Andreas Schuiski zu ergreifen — die Hundewärter mishandelten ihn dann auf den Strassen Moskaus, bis er seinen Geist aufgab. «Von der Zeit an — Iwan war 13 Jahre alt — begannen, nach den Worten des Chronisten, die Bojaren den Gossudar zu fürchten und ihm zu gehorchen.» Noch freilich waren es nur Anfänge eines persönlichen Regiments, der Bojarenrath besorgte nach wie vor die Staatsgeschäfte, während der jugendliche Grossfürst mit schändlichen Genossen ein ruchloses Treiben im Palast und auf den Strassen begann. Trotzdem war die Bojarenherrschaft so drückend gewesen, dass, zumal die Masse nur blinden Gehorsam kannte und der Grossfürst ihr der Inbegriff der omnipotenten Macht erschien, man Iwan zujubelte, als er sich am 16. Januar 1547 zum «Zaren» krönen liess, welcher Feier die Vermählung mit Anastasia Ssacharin auf dem Fusse folgte, deren Lob die Chronisten laut verkünden und zu der, was freilich mehr sagen will, Iwan selbst Zuneigung gehegt hat, so weit von einer solchen bei ihm die Rede sein konnte.

Noch wusste man nicht, wer die Günstlinge des jungen Monarchen sein würden, ob die Schuiski oder sonst wer von den Bojaren das entsetzliche System weiter fortsetzen würden, als im

April furchtbare Feuersbrünste die Hauptstadt in Asche legten. «Als der Rauch sich von der Trümmerstätte Moskaus zu verziehen begann, standen zwei neue Männer zunächst beim Zaren: der Pope Silvester und Alexei Fedorow Adaschew, ein kleiner, kaum beachteter Hofbeamter.» Einzigartig wohl in der Geschichte ist der Einfluss, den besonders Silvester jahrelang über den Zaren ausgeübt, indem er es verstand, mit den Strafen des göttlichen Gerichts die Seele Iwans so einzuschüchtern, dass er ein Anderer geworden schien — freilich nur s c h i e n. «Wie ein Magnetiseur den Magnetisirten» — sagt ein russischer Geschichtsschreiber treffend — «beherrschte ihn Silvester. Keinen Schritt wagte Iwan gegen seinen Willen zu thun: er ass, trank, kleidete sich und lebte nach seinen Lehren.» Die neuen Lenker der Staatsmaschine wollten entschieden das Beste, und fast schien es, als ob auch in dem Herzen ihres Zöglings sich edlere Neigungen regten: «wer nur die Aussenseite sah, musste glauben, dass thatsächlich eine neue, bessere Seele den jungen Zaren bestimme. Ein ehrbarer, fast asketischer Zug ging durch die Hofkreise, und überall traten bei Behandlung der inneren Reichsangelegenheiten sittliche und religiöse Gesichtspunkte in den Vordergrund.» Es kann hier nicht der Platz sein, die rühmliche Thätigkeit beider Männer zu verfolgen. In kurzen Bildern ziehen die Synoden und Ständevertretungen, die Abfassung des neuen Rechtsbuches vor uns vorüber. Hinweisen möchte Referent nur auf die packende und originelle Schilderung der bekannten Versöhnungsscene zwischen dem Zaren und seinen Unterthanen auf dem Richtplatz in Moskau, bei der ganz Russland erfuhr, «dass die Bojaren, welche bisher dem Zaren zunächst gestanden hatten, schuld seien an allem Unheil der früheren Jahre». — Der Feldzug gegen Kasan, von Silvester angeregt, nach mancherlei Zögerung siegreich bestanden, führte zu einer von Silvester wohl schwerlich beabsichtigten Stärkung des Selbstgefühls des Monarchen. Als bei dem Einzug in die Hauptstadt ihn das Volk als «Besieger der Barbaren und Befreier der Christenheit» jubelnd feierte, mochte wohl der leise Wunsch in ihm auftauchen, die Fesseln seiner Präceptoren abzuwerfen. Treffend meint Schiemann: «Die sittliche Anschauung, in welcher Iwan dauernd erhalten wurde, war stark genug, um ihn längere Zeit hindurch s c h e i n b a r über sich selbst emporzuheben; eine w e s e n t l i c h e Aenderung in ihm hervorzurufen, vermochte sie nicht. Die Bande, welche ihn fesselten, lockerten sich allmählich; als er sie plötzlich ganz abwarf, traten

all die zurückgehaltenen bösen Triebe mit einer Gewalt hervor, die ihn als den zeigten, der er eigentlich immer gewesen ist, als den böartigsten Tyrannen, der je auf einem Thron gesessen hat.» Wie sich die Entfremdung allmählich vollzog, wie er sich mit der bekannten Wallfahrt nach dem Cyrilluskloster zuerst vorsichtig von Silvester zu emancipiren versuchte und sechs Jahre lang einen «gleichsam unterirdischen Krieg» mit den Männern führte, die ihm bisher Lehrer und Freunde gewesen, verdient im Einzelnen nachgelesen zu werden. Wenn wir uns diesen Umschwung von unbedingter Hingebung zum Gefühl eines Druckes, den er nur zähneknirschend trug, da er es nicht wagte, das unbequeme Joch abzuwerfen, zu erklären versuchen, so werden wir uns nicht verhehlen dürfen, dass neben dem Charakter des Zaren auch «ein psychologischer Rechnungsfehler in der Behandlung Iwans» den beiden Männern, in deren Händen 13 Jahre des Staats Geschicke gelegen hatten, zum Vorwurf gemacht werden muss. Sie liessen ihn ihre Herrschaft allzu sehr empfinden, gebrauchten das Mittel geistlicher Strafen, bis es unwirksam wurde, und spielten mehr, als es politisch klug sein mochte, die «lästigen Sittenrichter, deren Anblick schon ihm ein Vorwurf war». Der Tod der Zarin Anastasia fachte alle Leidenschaften, die furchtbaren sinnlichen Triebe, den bösen Willen des Selbstherrschers zu entsetzlicher Höhe an: «der Hund Adaschew,» schon seit dem Frühjahr 1560 als halber Verbannter mit der Kriegsführung in Livland betraut, ist in Dorpat im Kerker gestorben, Silvester wurde ohne Verhör und Gericht in das Solowetzische Kloster auf einer Insel im Weissen Meer verbannt — schrankenlos gebot der Zar mit seinen Opritschniki im weiten Reich: der Terror begann.

Auf einen anderen Schauplatz, zu anderen Ideen führt uns das dritte Capitel: P o l e n und die Reformation. Auf die Haltung dieses Staats kam es in erster Reihe an, als Iwan den Beschluss fasste, «sich durch die Eroberung Livlands den Weg zur Ostsee zu öffnen», denn die unausgeglichenen Gegensätze zwischen dem westslavischen Königreich an der Weichsel und dem Grossfürstenthum Moskau waren zu alt und tiefgreifend, als dass Polen es zugelassen hätte, dass an Stelle eines schwachen selbständigen Livland der mächtige Zar, den man damals gewohnt war «in einer Reihe mit den Türken zu nennen», trete: «war erst Livland russisch, so musste über kurz oder lang auch Littauen-Polen in Abhängigkeit verfallen». Ein Unglück war es aber für Polen,



dass es, als die Entscheidung herantrat, zu Allem eher bereit war, als zu einmüthigem Eintreten für die grossen Interessen, die es zu wahren hatte. «Ein tiefer Riss ging durch die Nation, und die auswärtigen Fragen traten zurück vor den grossen Interessen des inneren Lebens, vor dem Kampf der Szlachta gegen Magnaten und König und vor der damit aufs Engste verbundenen Frage der kirchlichen Reformation.» Schiemann weiss es uns, trotz des verwirrenden und doch nothwendigen Details, überaus anschaulich zu machen, wie auf diesem sarmatischen Boden die religiöse Bewegung so ganz anders als in Deutschland sich entwickelte, hier nicht in die Tiefen des Volkes hinabstieg, sondern stets in zweiter Linie, als Mittel weltlichen Ehrgeizes gebraucht wurde. Nicht als ob nicht Einzelne ganz und voll von der Lehre Luthers oder Calvins ergriffen worden sind — gewiss gab es zahlreiche aufrichtige Bekenner, die Persönlichkeiten eines Orzechowski, eines Nicolaus Olesnicki sind unantastbar in der Reinheit ihrer Reformpläne — aber der Boden war so versumpft, dass sich eine widerwärtige Verquickung weltlicher und religiöser Dinge fast von selbst ergab. Die polnische Szlachta hatte in der langjährigen Friedenszeit ihren kriegerischen Charakter eingebüsst: «Sie wurde reich und üppig auf Kosten des immer tiefer in menschenunwürdige Knechtschaft herabsinkenden Bauerstandes.» «Die Thatsache, dass die gesammte Nation den wenigen hunderttausend Edelleuten diene und sie ernährte, machte einen Luxus der Bildung und des materiellen Lebens möglich, die sich in dieser Weise auf anderem Boden nicht wiederholt haben. Jene in elegantem Latein, in französischer und italienischer Sprache gleich gewandten Edelleute, die im Sommer in Seide, im Winter in kostbarem Pelzwerk einhergingen, die in leichtlebigen Genuss ihre Tage verbrachten und von italienischen und jüdischen Wucherern beherrscht, auch die Verderbtheit italienischer Cultur, wie sie die Königin Bona eingebürgert, in sich aufnahmen, waren wenig dazu angethan, als Träger des sittlichen Ernstes der Reformation, Erzieher ihres Volkes zu werden.» Auch die hohe Geistlichkeit Polens war verderbt und indifferent. Dem Bischof von Krakau wurde in den Mund gelegt, dass Christus, Mohammed und Moses die drei grössten Betrüger gewesen, welche die Welt ihrer Vernunft beraubt hätten. Kein Wunder, dass der Abfall immer grössere Dimensionen annahm. Durch die mannigfachen Verwickelungen, wie sie die sich in den Haaren liegenden Landboten und Magnaten hervorriefen, führt uns der Verfasser mit viel Geschick:

Sigismunds «kühle und abwartende Weise», die gegen den Willen der Stände abgeschlossene Ehe mit Barbara, die verschiedenen Reichstage, die Entstehung der *Canones Reformationis* und der *Confessio fidei catholicae*, zuletzt das Compromiss von 1555, das, im Jahre des Augsburger Religionsfriedens, dem Adel das uneingeschränkte Recht gab, Prediger zu halten, die geistliche Jurisdiction suspendirt liess und auch durch das einschränkende Edict von 1557 nicht zurückgenommen werden konnte, sind kurz, aber vollständig orientirend gezeichnet. Die religiöse Sorge konnte in der Folgezeit «um so eher ihre Wege unbekümmert um die geistliche und weltliche Gewalt weiter gehen, als in den nächsten Jahren die brennende livländische Frage alle übrigen Interessen in den Hintergrund drängte». In den beiden folgenden Abschnitten berührt der Autor die Geschehnisse Livlands um die Mitte des 16. Jahrhunderts, den Zusammenbruch der livländischen Selbständigkeit. Es konnte bei einer kaum 30 Seiten umfassenden Darstellung sich um eine detaillirte Schilderung jener bösen Zeiten selbstverständlich nicht handeln, nur die Hauptpunkte prägnant hervorzuheben, musste der Verfasser bestrebt sein.

Nicht besser als in Polen stand es in der livländischen Conföderation. Seit der grosse Meister Wolter von Plettenberg vor dem Altar in Wenden zur Ruhe eingegangen war, krachte es in allen Fugen, in einer Zeit, wo ein straffes Oberhaupt nöthig gewesen, wo Einheit mehr denn je am Platz war, verstärkten sich die particularistischen, centrifugalen Kräfte immer mehr. Religiöse und politische Gegensätze gab es in Menge: die Städte streng lutherisch, die Bisthümer auf dem Boden der alten Kirche stehend, der Orden einem Scheinkatholicismus anhängend, der Ordensmeister von Intriguen aller Art im Orden selbst gehemmt, der Erzbischof von Riga, Wilhelm von Brandenburg, sich mit ehrgeizigen Säcularisationsgedanken tragend -- so wogte Alles unheilvoll und wirr durch einander.

Der Versuch, aus dem Lande nach dem Beispiel Albrechts von Preussen, des letzten Meisters des Deutschen Ordens, ein weltliches Fürstenthum zu machen, war von Plettenberg — Schiemann meint mit Recht — abgewiesen worden, der ehrgeizige, dem gewiegten alten Meister sonst sehr ungleiche junge Brandenburger in Riga nahm den Plan wieder auf. Lebhaft unterstützte ihn sein welterfahrener Bruder, der Herzog von Preussen — er zweifelte nicht, dass, wenn sein Bruder erst Livland habe, «die spätere

Verbindung mit Preussen dann die Zeit bringen musste». Unbedingt zuzugeben ist es, wenn Schiemann meint, dass bei Wilhelm sich von dem «rücksichtslosen Willen, der Klugheit, Zähigkeit und Umsicht», die zu solch einem Unternehmen nothwendig war, nichts fand, und dass «sein Wirken nur die eine Spur hinterlassen, dass die Zersetzung der Grundlagen livländischer Ordnung noch rascher erfolgte». Bereits der Landtag von Wolmar 1546 trat den Säcularisationsgedanken schroff entgegen, setzte fest, dass weder der Meister, noch der Erzbischof je den geistlichen Stand aufgeben durften, und verbot ihnen, ausländische Herren und Fürsten zu Coadjutoren zu «eligiren». Des Weiteren wird dann geschildert, wie aus eben diesem Landtagsschluss, dem sich zu fügen Wilhelm nie ernstlich gewillt gewesen, der letzte Bürgerkrieg, der die Ohnmacht des Landes aller Welt in greller Weise zeigte, entstand, als Wilhelm sich den nichtsnutzigen, noch an den Schürzenbändern seiner Mutter hängenden Christoph von Mecklenburg erwählte, worauf der Meister Wilhelm von Fürstenberg, ehemals Comtur von Fellin, den Fehdehandschuh aufnehmend, den Erzbischof und seinen Coadjutor in seine Gewalt brachte. Schon aber war der Orden nicht mehr im Stande, das Errungene zu behaupten: mit einem Heer von 80000 Mann brach Sigismund August, ein Verwandter Christophs von Mecklenburg und Gönner des Erzbischofs, über die Grenze von Kurland: nur «7000 Deutsche, einen Haufen Bauern und einige Fähnlein Landsknechte» vermochte Fürstenberg zusammenzubringen, mit denen eine Schlacht zu wagen ein Verbrechen gewesen wäre. Der demüthigende Fussfall Fürstenbergs vor dem Könige leitete dann den Frieden von Poswol ein, der Erzbischof und Coadjutor die Freiheit zurückgab, und durch ein Schutz- und Trutzbündnis, zu dem der Orden gezwungen wurde, zugleich den moscowitischen Zaren, mit dem man in Freundschaft lebte, zur Rache gegen Livland herausforderte. «Der Nachtheil für Livland,» bemerkt Schiemann, «lag darin, dass nicht festgesetzt wurde, in welcher Weise die polnische Hilfe stattzufinden habe und welchen Lohn Polen im äussersten Falle zu fordern berechtigt sei. Es blieb eben Alles offen und unbestimmt — klar war nur das Eine, die Herausforderung, welche dieses Bündnis in den Augen Iwans bedeuten musste.» Es kann nicht im Rahmen dieses Referats liegen, die einzelnen Phasen des Verfalls der Livlande zu wiederholen, die Darstellung Schiemanns bringt in geistvoller Form die Einzelheiten, wie sie dem Kenner geläufig sind. Die Zuchtlosigkeit des Ordens, die Ver-

kommenheit und Völlerei des Adels, die Sonderinteressen Aller, die Aufsässigkeit der Bischöfe verdarb Alles. Vom Reich verlassen, von Dänemark, Schweden und Polen nur in unvollkommenster und eigennützigster Weise unterstützt, sank der Orden dahin, wurde das Land zur Wüste, zogen fremde Herren in die deutsche Colonie ein. Wie auf dem trüben Untergrund sich allmählich die ehrgeizige Persönlichkeit Gotthard Kettlers, des polnischen Parteigängers, abhebt, wie er Schritt vor Schritt seinen Zielen näher kommt, Fürstenbergs Massregeln zum Landesschutz zu vereiteln strebt, ihm dann als Coadjutor aufgedrängt wird, bis er den trefflichen Fürstenberg ganz bei Seite geschoben hat, ist im Einzelnen bekannt. Aber mit der Meisterwürde hat Kettler den Höhepunkt erreicht, auch er vermag keine Besserung herbeizuführen, Dorpat fällt in Feindes Hand, seine Waffenerfolge gegen die Russen werden durch grössere Niederlagen Anderer zu nichte gemacht. Nicht einmal die nothwendige Einheit im Inneren gelingt es ihm herzustellen, ja ein neuer Prätendent, Magnus von Holstein, der dem elenden Bischof von Oesel, Münchhausen, sein gefährdetes Bisthum abgekauft, ein unreifer, ebenso ehrgeiziger wie unbedeutender Prinz, erschien auf dem Schauplatz. Von Polen sah sich der schlaue Meister einfach betrogen, trotz aller Tractate thut Sigismund August gar nichts. Wohl liess er sich allmählich fast alle festen Schlösser im Südosten Livlands und in Kurland abtreten, aber nur, um im entscheidenden Moment, auf sie gestützt, als der Meistfordernde auftreten zu können. Die Schlacht bei Ermes leitete die Katastrophe ein: «Seither ist die deutsche Ordensfahne nie mehr gegen den Feind ins Feld geführt worden, der Orden hat sich an den Folgen des Tages von Ermes verblutet.» Als nun gar das Hauptbollwerk Nordlivlands, Fellin, gefallen, Fürstenberg von dem «vaterlandslosen Gesindel der Landsknechte» zur Uebergabe gezwungen und nach Moskau abgeführt worden war, gab es kein Halten mehr: «Da aus eigener Kraft die Rettung nicht mehr möglich war, heisst fortan die Losung nach allen Seiten hin: Rettung im Anschluss an eine auswärtige Macht. Schweden, Dänemark und Polen mussten die Herren Livlands werden, wenn es nicht den Moskowitern zufallen sollte.» Wie diese Theilung vor sich gegangen, skizziren die folgenden Seiten. «Nicht ohne Wehmuth lässt sich vom deutschen Standpunkte aus der tragische Gang dieser Entwicklung verfolgen. Um dieselbe Zeit, da im Westen die drei Bisthümer in Feindes Hand fielen, löste auch das

lebenskräftige Glied des Reiches im Osten sich ab, ein Staatenkörper, der in den hoffnungsfrohen Tagen seines Aufbaues dem deutschen Namen die dauernde Herrscherstellung am Baltischen Meere zu sichern schien. In ihren Tugenden, wie in ihren Fehlern echt deutsch, zäh, wie nur je Sendlinge niedersächsischen Blutes es gewesen sind, gingen die Colonisten an der Ostsee dem Reiche verloren, weil das Reich unter des spanischen Habsburgern sich selbst verloren hatte. Wie hätte es unter solchen Oberhäuptern die sittliche und materielle Kraft finden können, ein Erbe zu wahren, dessen Werth nur vom Standpunkte einer deutsch-nationalen Auffassung sich begreifen liess?» So wahr diese Auslassungen auch sein mögen, so fragt es sich aber doch, ob die ganze Misère nicht hätte vermieden werden können, wenn — Plettenberg 1526 auf dem Landtage zu Wolmar die Anträge der Stände angenommen hätte. Es mag gestattet sein, in aller Kürze diesen Standpunkt zu präcisiren. Als auf den Landtagen zu Rujen und Wolmar die Stände dem Meister das Regiment anboten, ging es wie ein Frühlingswind durchs Land. Nicht nur die Städte, auch die übrigen Stände waren fürs Reformwerk, für dessen Durchführung Albrecht von Preussen soeben das Beispiel gegeben hatte; der Erzbischof war doch nur mit Gewalt zu beseitigen, und sein falsches Spiel in der Folgezeit zeigt allzu deutlich, dass mit ihm Frieden zu halten auf die Dauer unmöglich war. Wie sich später für ihn Polen nicht dringend interessirte, so hätte eine Säcularisation der stiftischen Lande im Weichselkönigreiche schwerlich Gegnerschaft gefunden, wenn Plettenberg sich hätte entschliessen können, denselben Preis zu zahlen, den Albrecht von Preussen zahlte, wenn er die polnische Schutzherrschaft proclamirt hätte. Ohne zu verkennen, dass die Herstellung eines einheitlichen Regiments ein überaus schwieriges Unternehmen war, glauben wir doch, dass bei dem allgemeinen Ansehen, das der Meister genoss, Plettenberg den Versuch mit Erfolg hätte wagen können. Fast zehn Jahre nach dem Wolmarer Landtage blieb er noch dem Lande erhalten, eine Spanne Zeit, in der sich auch die widerstrebenden Factionen an seine Herrschaft nicht nur gewöhnt hätten, sondern factisch gewöhnt haben. Es ist doch mehr als zweifelhaft, ob Iwan, wenn er überhaupt einen Angriff gewagt hätte, das Land derartig zertrümmet vorgefunden hätte. Eine einigermaßen consolidirte fürstliche Gewalt, deren Macht durch die säcularisirten Kirchengüter an Bedeutung nicht unerheblich zugenommen, unterstützt von einer

dann unzweifelhaft rein protestantischen Bevölkerung, vor Allem den evangelischen Städten, hätte einem Einbruch der russischen Heerhaufen energischere und einheitlichere Gegenwehr entgegenstellen können, als es in jenen Unglücksjahren geschah. Auch Polen hätte als Oberlehnsherr in seinem eigensten Interesse Alles zur Vertheidigung aufbieten müssen, während es ihm bei dem Zusammenbruch des Ordensstaates, da es damals Livland erst erwerben wollte, gut dünkte, lauernd dem Ruin des Gemeinwesens zuzusehen, um desto grössere Beute einheimen zu können. Trägt nicht Alles, so war in jener Stunde, da Plettenberg die Wünsche der Stände unberücksichtigt liess, der Keim zu dem endgiltigen Verlust der norddünischen Lande gelegt.

Von dem Bilde des zerfallenden Livland wendet sich der Blick zurück «zu jener lange vorbereiteten Wandlung in dem Zaren Iwan — die ihm den Namen des Schrecklichen eintrug». In dem Zaren bildete sich seit dem Sturz der beiden omnipotenten Günstlinge die Vorstellung heraus, «dass er von Verräthern umgeben sei und dass die Anhänger Silvesters und Adaschews darauf ausgingen, ihre alte Stellung mit auswärtiger Hilfe wieder zurückzuerobern». Dazu kam, dass die livländischen Angelegenheiten ihn in tiefster Seele erregten. Er betrachtete den livländischen Krieg als seine eigenste Angelegenheit, als das Unternehmen, an welches sich seine Befreiung von dem Drucke knüpfte, welchen Silvester und Adaschew auf ihn ausgeübt hatten. «Jeder Widerstand, der ihm in dieser Frage begegnete, reizte ihn doppelt.» «Als bald danach Livland die Oberherrlichkeit Sigismund Augusts anerkennen musste, beantwortete Iwan diesen Schritt mit einer Kriegserklärung: er selbst, so hiess es, wolle mit ganzer Macht gegen Sigismund ins Feld ziehen und einen Sarg mit sich führen, darin sein Haupt oder das des Königs gelegt werden solle.» «Der polnische Feldzug liess anfänglich das Beste erwarten: am 15. Februar 1563 erstürmt der Zar in Person Polozk, wobei die mangelhafte Schlagfertigkeit der polnisch-littauischen Kriegsmacht wieder einmal kläglich zu Tage trat.» Sigismund August sah sich veranlasst, Verhandlungen anzuknüpfen, jedoch die Ansprüche Iwans, wenn auch allmählich ermässigt, verlangten als Geringstes die Auslieferung Livlands, seines angestammten Erbes (!). Chotkiewicz, der polnische Unterhändler, sah sich genöthigt, ohne eine Einigung erzielen zu können, die Rückreise anzutreten. Doch die drohende Gefahr ging für Polen und Livland glücklich vorüber. Aus dem

von Schiemann mitgetheilten Berichte der danziger Gesandten an ihren Rath erhellt, dass man sich des Schlimmsten gewärtigte: «Von Zeitungen können wir leider nicht bergen, dass vorgestern Schreiben anhero gelangt, als ziehe der Moskowiter bis in die 300000 stark auf Livland und Littauen. Soll drei tatarische Kaiser bei sich haben, denen er zu eigen gegeben, was sie von Kiew bis nach Polen erobern können. Sein Volk, so in Derbt und Narva gelegen, rückt vor die Stadt Reval. Er soll in eigener Person auf Wilna ziehen, hat die Stadt Riga etzliche Male auffordern lassen.» Doch die Schlachten bei Ula, wo Peter Schuiski von Nicolaus Radziwill eine völlige Niederlage erlitt (26. Jan.), und der zweite polnische Sieg bei Orscha, am 7. Februar, liessen die Russengefahr wieder in die Ferne gerückt erscheinen und wirkten zugleich auf Livland, wie auf das Zarenreich selbst in eigenthümlicher Weise zurück. Zu Beginn 1564 entfloh der Wojewode von Dorpat, Andrei Michailowitsch Kurbskij, der tüchtigste unter Iwans Feldherren, von dem Zorn des Unberechenbaren bedroht, nach Wolmar und dann weiter nach Polen; während in Livland die ehrgeizigen Pläne des Schwedenkönigs Erich XIV. auf Riga den polnischen Monarchen mit Sorge erfüllten, trat bei Iwan vor dem Gedanken, Rache an seinen Verräthern zu nehmen, alles Andere vollständig in den Hintergrund. Ueberaus charakteristisch ist jener Briefwechsel mit dem entwichenen Fürsten Kurbskij, der ihm noch von Wolmar aus durch seinen Getreuen Schibanow einen mit Vorwürfen erfüllten Anklagebrief übersandte. Iwan stiess dem wackeren Gesandten, der das Schreiben «von meinem Herrn, deinem Verräther, dem Fürsten Kurbskij» überreichte, seinen eisengespitzen Stab durch den Fuss und stützte sich auf jenen, so lange der Brief verlesen wurde. «Das Antwortschreiben (des Zaren) ist ein ganzes Buch, ohne Zweifel ganz aus dem Munde des Zaren geschrieben, der Ausdruck eines durch Hass und Furcht dem Wahnsinne nahen Gemüthes, voll unermesslichen Dünkels, scharfsinnig und zugleich voller logischer Sprünge, von theologischer Gelehrsamkeit und religiösem Pathos getragen, und dabei voll cynischer Menschenverachtung: rücksichtslos offen und zugleich voller Unwahrheiten und Verdrehungen, nur subjectiv wahr als Ausdruck dessen, was in der Seele des Zaren lebte. Vor Allem machte hier die tiefe Erbitterung Iwans gegen die vornehmen Geschlechter sich Luft, gegen alle Diejenigen, die ihn beherrscht und beeinflusst hatten, gegen die Freunde und Nachtreter Silvesters und Adaschews

— sie alle Verräther, mit denen er aufräumen müsse. Frei wollte er in Zukunft sein, frei und sicher vor ihren Einreden und dem Vorwurf, der in ihrer blossen Gegenwart lag.» Aus dieser Stimmung heraus entstand dann jener Gedanke, von dem Schieman sagen kann, dass er weder in alter, noch in neuer Zeit seines Gleichen gehabt hat. Am 3. December 1564 verliess der Zar mit Familie und Gefolge die Hauptstadt und zog, ohne sich um sein Reich irgendwie zu bekümmern, von Kloster zu Kloster bis nach Alexandrowo im heutigen Gouvernement Wladimir, von wo er endlich ein Schreiben an den Metropolitensandte, in welchem er erklärte, die Unordnungen und Gesetzwidrigkeiten der Bojaren nicht länger ertragen zu können. — «Nun sei das Mass übervoll, er habe beschlossen, das Reich zu verlassen und zu ziehen, wohin Gott ihn führe.» Zu gleicher Zeit schickte Iwan ein zweites Schriftstück, worin er der rechtgläubigen Bürgerschaft und den Kaufleuten seine Gnade zusicherte. Der Coup gelang über Erwarten gut: die Bürger, das ganze Volk, in höchster Furcht die Schandwirthschaft der Bojaren von Neuem zu erleben, verlangte stürmisch die Rückkehr des Herrschers, der am 2. Februar 1565, nachdem man ihm zugesichert, er könne strafen, wen er wolle, in seiner verwaisten Residenz anlangte. «Schon sein Aeusseres erregte Entsetzen: es war, als sei eine furchtbare Wandlung während jener zwei Monate in ihm vorgegangen. Die Züge waren wie von Wuth verzerrt, der Blick wie erloschen, er hatte sein Haupthaar fast ganz verloren.» Und nun folgte Schlag auf Schlag: die Einrichtung der Opritschniki, einer Leibgarde seltsamer Art: 6000 Mann mit Weib und Kind, wählte der Zar aus, die, mit Axt, Hundekopf und Besen bezeichnet, über das ganze Reich die Schrecken fürchterlichster Plünderung verhängten, während der Herrscher lange Jahre hindurch sich Genüssen hingab, wie sie Suetons Kaisergeschichte von den römischen Cäsaren der schauernden Nachwelt aufgezeichnet hat. Ein wahrhaft barbarisches Morden und Brennen, Qualen, die mit teuflischem Raffinement stets neu erdacht wurden und denen der Zar durch eine scheussliche Ironie «noch eine besondere Würze gab», waren an der Tagesordnung. In fratzenhafter Weise verband sich mit diesem thierischen Gebahren «mönchisches Gepränge und Andachtungsübungen, die mit nicht minderem Eifer eingehalten wurden». Es wird uns noch heute unheimlich, wenn wir das Treiben jener Opritschnikibrüderschaft, zu deren Abt sich der Zar selbst gemacht hatte, überblicken: «Um Mitternacht versammelten



sie sich mit Mönchskappen und in schwarzen Kutten, die sie über ihre kostbaren Leibbröcke warfen, zur Frühmesse. Dann folgte von 3—7 der Morgengottesdienst. Der für Niemanden Erbarmen kannte, beugte sich hier vier Stunden lang unter dem stets wiederholten «Herr, erbarme dich», zur Erde nieder, dass ihm die Stirn in Beulen stand, und dasselbe wiederholte sich dann zum Abendgottesdienst. Die Zwischenzeit gehörte dem Vergnügen, wie der Zar es verstand, oder den Regierungsgeschäften, denen er sich nicht entziehen konnte und wollte, soweit sie die Angelegenheiten der Opritschniki oder der auswärtigen Politik betrafen. Wenn er sich dann Abends zu Bette legte, liess er sich von Blinden Sagen und Märchen erzählen, bis der Schlaf ihn umfing.»

Es folgen Greuelthaten sonder Zahl: die Beseitigung des neuen Metropoliten von Moskau, Philipp, der dem Tyrannen ins Gewissen zu reden gewagt, das entsetzliche Gericht über Nowgorod, wo an 60000 Einwohner in der martervollsten Weise vernichtet wurden, und endlich das Executionswerk an seinen Gegnern unter den Bojaren in Kitaigorod, dem Marktplatze Moskaus — die Feder ist nicht im Stande zu schildern, was Alles sich begeben. Ein erschütterndes Zeugnis der seelischen Zerrüttung des Despoten ist jenes Testament von 1572, das in der That an das berühmte Schreiben des Tiberius anklingt, welches römischer Imperator aber im Uebrigen nicht mit dem Zaren verglichen werden dürfte. «Mein Körper, heisst es am Eingang, ist erschöpft, mein Geist verdüstert, die Eiterbeulen an meiner Seele und an meinem Leibe vermehren sich, und kein Arzt ist da, mich zu heilen. Ich erwartete, ob sich Jemand meiner erbarmen wolle — doch Niemand kam zu mir. Ich aber suchte keinen Tröster, sie haben mir Gutes mit Bösem, Liebe mit Hass erwidert.»

Es war wahrlich nicht das Verdienst Iwans des Schrecklichen, wenn sich ihm noch einmal politische Aussichten darboten, wie sie glänzender nicht gedacht werden konnten. Die Gründe hiefür sind vielmehr in den kritischen Verhältnissen in Polen zu suchen, wo, wie bereits erwähnt, der Protestantismus keineswegs zur Festigung des Staatswesens beigetragen. Schon aber bereitete sich auch im polnisch-littauschen Reiche die Periode vor, welche man mit einem durchaus irrthümlichen Namen die Gegenreformation zu nennen sich leider gewöhnt hat. Schon früher war darauf hingewiesen worden, dass neben dem lutherischen Bekenntnis auch die Lehre Calvins lebhaften Anklang gefunden, somit ein

evangelischer Dualismus von Anbeginn an störend auftrat; jetzt gewann die kirchliche Lehre des Socinus, der die Trinität angriff, solch eine ungeahnte Bedeutung, dass man auf Polen das kühne Epigramm anwenden zu können meinte:

«*Alta ruit Babylon: destruxit tecta Lutherus  
Muros Calvinus, sed fundamenta Socinus.*»

Während so die Anhänger der neuen Lehre unter einander zerfallen waren, ging die höchste Gefahr für den polnischen Katholicismus durch dreierlei vorüber: die Unentschlossenheit des Königs, die Frage der Union mit Littauen und die Thätigkeit des Cardinals Hosius. Einen Augenblick schien es, als ob Sigismund August, der sich von seiner ungeliebten dritten Gemahlin, Katharina von Oesterreich, scheiden lassen wollte, aus gleichen Gründen, wie Heinrich VIII. von England eine polnische Nationalkirche auf evangelischer Grundlage zu stiften bereit wäre. Schon war die neue Königin, eine Prinzessin Radziwil, gefunden, schon hatte sich der Primas Jacob Uchanski zur Trennung der Ehe bereit erklärt, als es den Anstrengungen des päpstlichen Nuntius Commendone gelang, die geplante Reformsynode zu vereiteln und den König so mit Courtisanen zu umgarnen, «dass unter Ausschweifungen, die seine Tage verkürzten, ihm vollends alle Willensenergie verloren ging». Die in den Vordergrund gerückte Frage der Union Littauens mit Polen, deren Entwicklung uns Schiemann sehr anschaulich zu erzählen weiss, zog dann den König von den religiösen Fragen für immer ab. Die Union, die man in Polen wie ein Unterthänigkeitsverhältnis Littauens aufgefasst wissen wollte, wurde durch List und die Zwietracht der Littauer auf dem Lubliner Unionsreichstage im polnischen Sinne trotz der vielen Thränen der littauischen Senatoren durchgeführt, auch das Herzogthum Kurland und Livland förmlich dem geeinigten polnisch-littauischen Staate einverleibt. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn es bei Schiemann heisst, es sei damit ein Einigungswerk vollzogen und Polen habe eine friedliche Eroberung gemacht, wie sie fast ohne Gleichen in der Geschichte dastehe. Hatte der Lubliner Reichstag die Einheit des Staates in politischer Beziehung hergestellt, so folgten nun die Bestrebungen, auch die kirchliche Einheit auf Grund des Tridentinums durchzufechten, welche unauflöslich mit dem Cardinal Hosius verknüpft sind, dem Manne, der nach Verständigung mit dem Jesuitengeneral Lainez 1564 die ersten streitbaren Glieder der *societas Jesu* nach Polen führte: 1565 eröffneten sie

in Braunsberg ihr berühmtes Collegium, «das zum Mittelpunkt der Gegenreformation für das ganze nordische und östliche Europa werden sollte». Kein Wunder, dass all diese Verhältnisse eine allgemeine Gährung in Polen-Littauen zuwege brachten, dass die Protestanten für ihre kirchliche Selbständigkeit zu fürchten begannen, dass sich in Littauen centrifugale Bestrebungen zeigten. Dazu kam die über kurz oder lang eintretende Frage der Neu-besetzung des polnischen Thrones, für den — *horribile dictu* — eine Anzahl von Senatoren Iwan von Moskau in Aussicht genommen, ja im Frühjahr 1569 ihm durch eine Gesandtschaft davon Mittheilung gemacht hatten. Der Zar nahm anfänglich eine abwartende Haltung an, er meinte, wenn sie ihn haben wollten, so sei es ihnen in erster Reihe nützlich, ihn nicht zu erzürnen, sondern zu thun, was er durch seine Bojaren ihnen sagen lasse. Unter diesem Gesichtspunkte gewinnen die sich damals vollziehenden Ereignisse in Livland eine sie über den localgeschichtlichen Rahmen heraushebende Bedeutung: wie bekannt, hatte Iwan den Plan gefasst, Livland dadurch sich zu unterwerfen, dass er es einem deutschen Fürsten, als seinem Lehnsmanne übergebe: er hatte bereits 1564 dem gefangenen Fürstenberg die Krone Livlands angeboten, der sie aber ebenso von sich gewiesen, wie der Herzog Gotthard Kettler von Kurland. Endlich schien sich ihm in Herzog Magnus von Holstein ein gefügiges Werkzeug darzubieten, der dann, mit einer Nichte Iwans vermählt, als König von Iwans Gnaden eine traurige Rolle in der livländischen Geschichte gespielt hat. Die Details dieser Tage hat Schieman in seinen «Charakterköpfen und Sittenbildern» weit genauer, als er hier ausführen durfte, behandelt, die verrätherischen Umtriebe Elert Kruses und Johann Taubes, der Schattenkönig Magnus und sein «wohlbeschwatzer» Hofprediger Christian Schrapfer sind aus der früheren Darstellung desselben Autors hinlänglich bekannt. Nur der Angriff und die Belagerung von Reval, «dem Fels und Hort der schwedischen Macht», von Magnus im Sommer 1570 unternommen, hat durch die Benutzung zweier Arbeiten G. v. Hansens neue Beleuchtung erhalten.

Die Zurückweisung Magnus' und seiner russischen Hilfstruppen durch die heldenmüthigen Bürger von Reval, die auf die Wälle eilten, als ob es zum Tanz ginge, hatte nun die Bedeutung, dass damit Iwans Pläne auf den polnischen Thron ihrer Realisirung erheblich ferner rückten. Einmal im Besitz Livlands, selbst Estlands, hätte vielen Magnaten kein Candidat willkommener sein können, als Iwan, zumal

seine Wahl auch den Frieden gebracht hätte. «Man sieht, dass es sich um eine Entscheidung über die Zukunft des östlichen Europa handelte», als Magnus 1570 vor Reval stand, und dass mit seinem Abzug nicht allein seine livländische Krone bedenklich zu wackeln begann, sondern die grossen Pläne des Zaren einen erheblichen Stoss erhielten, der eben damals, Frühjahr 1571, durch einen grausenhaften Einbruch der Tataren furchtbar heimgesucht wurde: Moskau ging in Flammen auf, 800000 Menschen sollen, ausländischen Berichten zufolge, durch Flammen und das Schwert der Tataren ihr Ende gefunden haben, 150000 Gefangene trieben die Abziehenden vor sich her, die Sklavenmärkte des Orients füllten sich mit den unglücklichen russischen Opfern. Diese Gefahr war aber vorüber gegangen, als der Tod Sigismund Augusts (7. Juli 1572) die Frage der polnischen Thronfolge brennend machte. «Alle politischen Factoren des östlichen Europas kamen bei der grossen Entscheidung, die nun bevorstand, in Betracht.» Seltsam verschlungen waren die Combinationen, die zweimal den grausen Zaren dem polnischen Throne nahe führten, um ihn zweimal wieder — zu verlieren. — Mit bewundernswürdigem Geschick wusste der Führer der katholischen Richtung, der Cardinal Commendone, die polnische Protestantenspartei zu zersprengen, die Selbstliebe der durch die Lubliner Union tiefverletzten Littauer anzustacheln und denselben einen Sohn Kaiser Maximilians II. als Throncandidaten zu präsentiren. «Der Particularismus der Littauer, der religiöse Eifer der polnischen Katholiken und das dynastische Interesse des Hauses Habsburg sollten so zu einem Ziele wirken.» Aber der Plan scheiterte. Wie die tiefe Abneigung der Polen gegen die Deutschen, die Ungeschicklichkeit der österreichischen Diplomatie und manches Andere in einander griff, kann hier nicht berührt werden, nur das liegt auf der Hand, dass Iwans Chancen erheblich stiegen, zumal die Protestanten unter einander uneinig waren. Iwans Erhebung wurde lebhaft discutirt, man erinnerte sich der Verwandtschaft der polnischen und russischen Sprache, man dachte an die Gleichheit der Sitten, an die gemeinsamen Feinde, den Türken und den verhassten Deutschen, und «half sich über andere Bedenken mit echt polnischem Leichtsinne hinweg». Nebem diesen panslavistischen Regungen, wie Schieman sie nennen zu können meint, wirkte nicht in letzter Reihe die Aussicht auf die ungeheuren Reichthümer des Moskowitzers. Uebrigens war man nicht gerade auf die Person Iwans erpicht, der «blöde» Knabe Feodor wäre

den selbstherrischen Magnaten, den Radziwil und Chotkiewicz, noch lieber gewesen. Von Iwan, dem man in diesem Punkte die Entscheidung anheimgab, verlangte man in erster Reihe Garantie für die Rechte der Szlachta und Abtretung von Smolensk und drei anderen Plätzen. Davon wollte aber der Zar, der sich nebst dem Türken für den adeligsten Fürsten Europas hielt, der meinte, sein Geschlecht gehe auf Cäsar Augustus zurück, nichts wissen, er vielmehr stellte Forderungen ganz anderer Art: Livland müsse ihm zurückgegeben werden, das sein väterliches Erbe (*sic!*) sei, ja die Lubliner Union auseinanderzusprenge schien er zu beabsichtigen: «Littauen,» liess er (den Gesandten) sagen, «wolle er gern annehmen, und es dann gegen Polen wohl schützen!» So brach diesen hartnäckigen und übertriebenen Ansprüchen Iwans gegenüber der polnische Königsplan des Zaren wie ein Kartenhaus zusammen und aus der Versenkung des polnischen Theaters stieg eine neue Intrigue: die französische Candidatur Herzog Heinrichs von Anjou, jenes jämmerlichen letzten Mignonkönigs aus dem Hause Valois. Ueberaus geschickt verstand sein Unterhändler Montluc, der Bischof von Valence, zu agitiren: Unsummen zu versprechen, obgleich der Throneandidat, durch Schulden fast bankrott, selber auf die Reichthümer der Weichsellande speculirte, den Protestanten Gewissensfreiheit in Aussicht zu stellen und den Katholiken wieder die Herstellung des unverfälschten Katholicismus zu verheissen. «Die Congenialität des französischen und polnischen Charakters,» bemerkt Schiemann fein, «machte es ihm möglich, mit überraschender Leichtigkeit die Punkte ausfindig zu machen, an welche er die Hebel ansetzen musste.» Unter Mühseligkeiten sonder Gleichen kam die französische Wahl endlich zu Stande: am 13. Sept. 1573 überreichte ihm die polnische Deputation in Paris die Wahlacte, nachdem der Prinz die viel befehdeten *Articuli Heinriciani* widerwillig beschworen, welche die Macht der polnischen Könige bis zum Aeussersten beschnitten, den Dissidenten — hier kommt der Name zuerst für die Nichtkatholiken vor — Religionsfreiheit zusicherten. Ein näheres Eingehen auf dieselben muss sich Referent leider versagen, für die Geschicke Polens sollten sie von der grössten Wichtigkeit werden. Schiemann charakterisirt sie also: «Der Verlauf der polnischen Geschichte hat dahin geführt, dass die Bekenntnisfreiheit mit Füssen getreten wurde, die jede Würde und Kraft des Staates vernichtenden anderen Artikel aber ihre Kraft behielten, bis sie mit der vergifteten Republik zu Grunde gingen.» — Für

Heinrichs von Anjou Regierung sollte es charakteristisch sein, dass ihm bei einem Versuch, die *Articuli Heinriciani* abzulehnen, Zboronski zurief: «*Jurabis, aut non regnabis!*» Die kurze Spanne Zeit, da ihn das polnische Königsdiadem schmückte, ist von eigentlichen Regierungshandlungen nichts zu erzählen, sie war ein Schattenregiment, das für die Geschichte des östlichen Europa — — «nur eine negative Bedeutung hatte». Erst am 26. Januar 1574 war Heinrich in sein neues Reich gelangt, vier Monate darauf starb Karl IX., sein königlicher Bruder von Frankreich, und bereits am 17. Juli entfloh Heinrich, um den französischen Thron einzunehmen, seinen polnischen Unterthanen bei Nacht und Nebel «wie ein Verbrecher». Eine tollere Farce, wie diese Königsflucht lässt sich kaum denken: hart hinter dem Davonsprengenden gallopierten die Polen, schon glauben sie Ihre Majestät zu ergreifen, nur ein kleiner Bach trennte sie von ihm, einer von den Verfolgern springt ins Wasser, er ruft dem Könige zu: «*Serenissima Majestas, cur fugis?*» Doch nur das helle Auflachen des seinem Pferde die Sporen einsetzenden Flüchtlings klingt als Antwort zurück, glücklich erreicht er die schlesische Grenze. Als auf deutschem Boden die Abgesandten den König fanden, war an ein Zurückführen nicht zu denken; wenn auch die ganze Streitmacht Polens vor ihm stände, liess sich der Jämmerliche vernehmen, so würde er den Ersten, der so dreist wäre, von der Umkehr zu sprechen, mit seinem Dolche niederstossen.

So tauchte die polnische Frage, eben erst zurückgedämmt, von Neuem auf, brachte noch einmal die Besetzung des Piastenthrones ganz Osteuropa in lebhaftere Bewegung und schien abermals die Bewerbung Iwans Aussicht auf Erfolg zu haben. «Von der Entscheidung über den polnischen Thron war auch die Lösung der livländischen Frage nicht zu trennen. Alles war noch unsicher in Livland; weder der schwedische, noch auch der dänische, russische oder polnische Theil des Landes hatte das Bewusstsein, dass eine endgiltige Entscheidung über ihre Lage getroffen sei. In dem steten Wechsel der Befürchtungen und Hoffnungen, heute im Kampfe gegen Schweden und Dänen unter polnischer Führung, dann wieder unter König Magnus mit russischen Kampfgenossen verbündet, oder aber sich Jedem anschliessend, der wider den Erbfeind, den Moskowiter, zog, ging dem unglücklichen Lande das Vertrauen zu all den eigennützigern Helfern und Vermittlern verloren. Wer konnte sich dafür verbürgen, dass der Freund von

heute nicht morgen zum Feinde wurde? Welcher Fahne sollte man folgen, seit die livländische Fahne gesunken war? Eine kurze Zeit hatte es wohl geschienen, als wolle das deutsche Reich, das so lange matt und thatenlos dareingeschaut hatte, sich seiner alten Rechte und Pflichten erinnern. — — Aber das Reichsbanner war nur zum Schein entfaltet worden.» Seit December 1572 weilte der Zar wieder persönlich im Lande, Estland wurde verheert, Weissenstein erstürmt, wobei es Iwan sich nicht nehmen liess, den tapferen Vertheidiger Hans Boije am Spiess braten zu lassen, dann April 1573 in Nowgorod die Vermählung des neugebackenen (*sit venia verbo*) Königs von Livland, Magnus, mit einer Nichte des Zaren gefeiert, worüber uns Schiemann aus den Aufzeichnungen Salomon Hennings einen seltsam drastischen Bericht mittheilt. Der Zar fühlte sich sicherer denn je, den Besitz Livlands und die Piastenkrone hoffte er beide zu gewinnen. Und in der That: als am 12. Mai 1575 der polnische Reichstag zur Wahl zusammentrat, war das norddünische Land ausser Riga und Reval ganz in seinem Besitz, waren die Aussichten für seine Candidatur überaus vielversprechend. Es gab «im Grunde damals nur zwei Candidaten, Kaiser Maximilian, den die polnisch-littauischen Magnaten zum Könige erheben wollten, und Iwan den Schrecklichen, den die Szlachta begünstigte. In diesen Kreisen wollte man vom «Deutschen» nichts wissen; Iwan sei Slave, man könne ihn einen Halbpiasten nennen.»

Es kann hier nicht ausgeführt werden, wie die Gegensätze härter denn je auf einander platzten, wie die Parteien zum Bürgerkriege gerüstet auseinandergingen, als unter den Mauern Warschaws am 12. December 1575 Maximilian II. von den Magnaten zum König erhoben worden war. Die einzige Lösung musste immer der Rücktritt beider Prätendenten bleiben, und es kann als eine überaus glückliche Wendung bezeichnet werden, dass Jan Zamoiski und Andrei Zborowski den Wojewoden von Siebenbürgen, Stephan Bathory, zum Herrscher proponirten, dem es auch gelang, die Anerkennung zu erlangen, nachdem er sich mit Anna, der ältlichen Schwester Sigismund Augusts, vermählt.

Zum zweiten Mal sah Iwan seine Hoffnungen in Nichts zerfallen. Bald sollte es sich zeigen, dass seine Träume, die Ostseelände für immer gewonnen zu haben, eben nur Träume gewesen waren. Die abermalige vergebliche Belagerung Revals, die sichtlich nicht mehr ganz feste Haltung Magnus', bildeten den Beginn

der Folgezeit. Noch einmal freilich hatte das unglückliche Livland die ganze Furchtbarkeit damaliger moskowitischer Kriegsführung durchzukosten. Das entsetzliche Geschick Wendens, dessen Trümmer noch heute die stummen Zeugen jener entsetzlichen Tage sind, bildet den Höhepunkt der russischen Machtentwicklung: «Der Untergang Wendens machte einen überwältigenden Eindruck. Wohin Iwan gelangte, öffnete man ihm die Thore. Ganz Livland mit alleiniger Ausnahme von Riga, Dünamünde und Treiden wurde sein. Am 18. September war der Zar blut- und siegestrunken in Dorpat eingetroffen, und am folgenden Tage beschied er Magnus, der in steter Todesangst gelebt hatte, vor sich. Er hielt ihm abermals eine «scharfe» Lection.» Endlich entliess er den Geängstigten nach Karkus und kehrte über Pleskau nach Moskau heim. Eben jetzt schrieb er seinem alten Feinde, dem Fürsten Kurbskij, einen «triumphirenden» Brief, in dem er sich vermessen «erblicher Herrscher und Besitzer des livländischen Landes deutscher Zunge» nannte. Während der Zar in Moskau in neuem Sinnentaumel von Genuss zu Genuss eilte und sein mistrauisches Selbstgefühl sich an den verhassten Bojaren in neuen Martern und Hinrichtungen Luft machte, waren die ersten polnischen Heerhaufen über die Düna gesetzt, Dünaburg und Wenden fielen in ihre Hände. Schon spürte man den frischen, energischen Geist des neuen Regiments. In der Charakterzeichnung Stephan Bathorys, der, nachdem er das stolze Danzig durch Vertrag versöhnt und seine Anerkennung durchgesetzt hatte, die Wiedergewinnung Livlands als seine erste politische Aufgabe ansah, hat Schiemann seine darstellende Meisterschaft, des Referenten Meinung nach, glänzend bewährt. Es mag gestattet sein, die wichtigsten Sätze hierher zu setzen:

«Stephan Bathory, dessen katholische Rechtgläubigkeit vor seiner Wahl so wenig feststand, dass er gerade dem protestantisch gesinnten Kleinadel seinen Erfolg zu danken hatte, war dennoch von vorn herein entschlossen gewesen, mit dem Katholicismus tridentinischer Observanz Hand in Hand zu gehen. Schon seit dem ersten Zusammentreffen mit dem Könige waren die katholischen Heisssporne sich darüber klar, dass sie in ihm keinen Gegner, sondern einen Förderer finden würden. Stephan hatte sehr wohl erkannt, wie wenig die protestantische Bewegung in die Tiefe gedrungen war, und meinte, sobald das öffentliche Interesse erst durch andere Dinge abgezogen sei, die zahlreichen lauen und gleichgiltigen Elemente dem Protestan-



tismus leicht abwendig zu machen. Darüber, dass ein Krieg gegen Russland hierzu meist förderlich sein müsse, konnte kein Zweifel sein; es ist daher nur zu begreiflich, dass die gesammte Partei der katholischen Reaction den König in seinen Kriegsplänen unterstützte. Da nun zweitens der König seine Wahl den Stimmen der Szlachta verdankte, wollte er vor Allem auch König der Szlachtizten sein und sich auf dieses Element stützen, allerdings unter der Voraussetzung, dass diese Adelsdemokratie ihm innerhalb des Rahmens der polnischen Verfassung behilflich sei, eine starke Königsmacht zu begründen. Er hat daher nicht, wie man allgemein erwartete, Andrei Zborowski, den hervorragendsten der Magnaten, in den Vordergrund gezogen, sondern den Szlachtizten Jan Zamoiski, einen früheren Protestanten, der für den fähigsten Kopf unter dem Kleinadel galt und durch seine Familienbeziehungen im russischen Littauen einen sehr gewichtigen Einfluss ausübte. Diesen Mann erhob er zu seinem Unterkanzler: auf seine Popularität und auf die offene und geheime Unterstützung der Geistlichkeit gründete er seine neue Theorie vom polnischen Königthum. Der vom Volke, d. h. von der Szlachta, gewählte König stellt in sich die Majestät des Volkes dar und darf deshalb auch Anspruch auf unbedingten Gehorsam erheben. Eine sehr eigenthümliche Theorie, die im vollsten Gegensatz zur Lehre vom Königthum aus Gottes Gnaden und überhaupt zum Legitimitätsbegriff steht. Es ist die Anschauung, auf welche 200 Jahre darauf der Convent in Paris sein Schreckensregiment gründete, und es zeugt von der Biagsamkeit der katholischen Kirchenlehre, dass sie sich, ohne auch nur den Versuch eines Widerstandes gemacht zu haben, dieser Lehre anbequeme. Freilich hat Bathory nur sehr allmählich seine Theorie zur Ausführung bringen können, und da der politische Theil des Programms nur unter der Voraussetzung einer Folge kraft- und geistvoller Herrschernaturen denkbar war, ist dieser Theil seiner Herrscherarbeit dem polnischen Staate spurlos verloren gegangen, während das als Mittel zum Zweck dienende religiöse Programm voll durchgeführt wurde. Seine Regierung hat den Protestantismus entwurzelt und gleichzeitig in die griechisch-orthodoxen Gebiete der Republik unvertilgbare Keime des Katholicismus gelegt — — — es begannen die goldenen Tage der Jesuiten. Polen wurde seit den Tagen des Königs Stephan der Mittelpunkt für die katholische Propaganda in Osteuropa. In den Jesuiten fand der König stets

willige und thatkräftige Förderer seiner politischen Pläne. — Er hoffte auf diesem Wege die während der letzten Königswahlen in Littauen so offen ans Licht getretenen Sympathien für das griechisch-orthodoxe Russland zu brechen, in Preussen und Livland aber den Zusammenhang mit dem germanisch-protestantischen Westen ganz zu zerstören. — Diese Gesichtspunkte — bilden die Stärke, aber zugleich die Schwäche (der polnischen Republik), weil einmal das polnische Element die Assimilirungskraft nicht zeigte, die eine solche Riesenaufgabe erforderte, zweitens aber der gegen Recht und Gerechtigkeit geübte religiöse und nationale Zwang über kurz oder lang sich rächen musste. Wir halten daher die auf dem Fundament der *Articuli Heinriciani* ruhende Regierung Stephan Bathorys für den verhängnisvollsten Wendepunkt in der Geschichte Polens; indem er die Grösse Polens aufbaute, hat er zugleich den künftigen Zerfall unvermeidlich gemacht! — Auf dem Untergrunde solcher Gesichtspunkte baut Schiemann in kurzen Strichen das Gebäude der Thaten Stephan Bathorys. Polen, «das erwählte Rüstzeug, das die Gegenreformation im Norden und Osten durchführen sollte», war ausersehen, den seit den Tagen Gregors VII. lebendigen Gedanken der Union der katholischen mit der orthodoxen Kirche zur Wahrheit zu machen; das war aber ohne Krieg gegen Russland nicht möglich, und der Preis desselben musste in erster Linie Livland sein, «fortan das Schicksalsland des europäischen Ostens». Aber dieses Land war Stephan nur die Brücke hinüber nach Schweden, wo unter dem schwachen Regimente Johannis und dem Einfluss seiner polnischen Gemahlin Katharina katholisirende Tendenzen bereits im Schwange waren. «Gelang es auch hier, wie in Polen, den verlorenen Boden der alten Kirche wieder zu erringen, so war der Kreis geschlossen, der die Wiege der Reformation, Deutschland, zu erdrücken bestimmt war: wann danach das schismatische Russland der Union verfiel, erschien dem kühnen Gedankenfluge der katholischen Führer nur als eine Frage der Zeit. Nie ist dem slavischen Stamme ein weiteres Ziel gesteckt worden. Der scheinbar begabteste Zweig desselben war ausersehen, den Plan durchzuführen, eine glänzende Herrschernatur machte ihn sich zu eigen und gab durch eine Reihe militärischer Erfolge, die den Zeitgenossen wie ein Gottesgericht erschienen, dem Ganzen

ein sehr reales Fundament — wenn es dennoch scheiterte, so geschah es, weil in erster Linie Livland eine Widerstandskraft zeigte, die Niemand von dem todtmüden Lande erwartet hatte, weil Schweden sich gegen das unnatürliche Bündnis mit dem vom polnischen Slaventhum getragenen katholischen Universalgedanken aufbäumte und weil endlich die griechische Kirche moskowitischer Zunge — — alle religiösen Versuchungen an sich abprallen liess.»

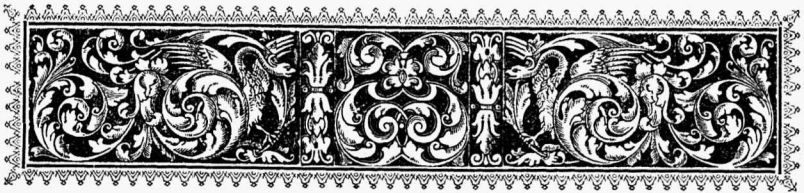
Wie Stephan Bathory seine Pläne zu verwirklichen strebte, erzählen die folgenden Capitel: dreimal zieht der Polenkönig ins Feld, überall bleibt er Sieger, neuen Lorbeer windet er um Polens Banner. Und je grösser seine Erfolge, desto mehr schwindet bei Iwan der alte tyrannische Hochmuth. Die Instructionen des Zaren für seine die Verhandlungen mit Stephan Bathory leitenden Gesandten sind ein charakteristisches Zeichen, wie gross die Demüthigung des Schrecklichen geworden. Am 12. August 1581 überschritten die polnischen Colonnen die russische Grenze, mit ihnen der Jesuit Antonio Possevino, als päpstlicher Legat — er kam auf den Ruf des Zaren! Schon seit einem Jahre hatte man in Moskau die päpstliche Intervention ins Auge gefasst: die in Aussicht gestellte Kirchenunion, ein grosser Rachezug aller Mächte gegen die Türken, bildeten den Köder, den Iwan auswarf, um durch ihn die Vermittelung des heiligen Vaters gegen Stephan Bathory zu erhalten. Diesmal zeigte sich der moskowitzische Herrscher dem jesuitischen Diplomaten entschieden überlegen, der Frieden zu Jam Zapolski kostete Russland freilich Livland, aber von einer Union oder einem Türkenkriege war nicht die Rede. Mit der dramatisch lebhaften Schilderung der letzten Zeiten und des Todes Iwans des Schrecklichen schliesst Schiemanns Darstellung, deren Gang wir in Vorstehendem kurz zu skizziren unternommen haben. Leider fehlen die Versuche der Rekatholisirung Livlands, auf welche Schiemann nur mit wenigen Worten hinweist. Sie bilden doch, wie Schiemann selbst früher hervorgehoben, ein überaus wichtiges Glied in der Kette bathoryscher Combinationen. Unserer engeren Heimat gereichen jene bösen Tage aber zu unsterblichem Nachruhm.

Zum Schluss möchte Referent noch einmal die schon von anderer Seite ausgesprochene Bitte wiederholen, dass die Verlagsbuchhandlung durch Sonderausgabe des zweiten Theiles des Schiemannschen Werkes den baltischen Provinzen eine schön geschriebene,

den neuesten Stand der Forschung verrathende baltische Geschichte darbringe. Besonders seit durch Arbusows treffliches Büchlein, das aber doch in erster Reihe ein Nachschlage- und Schulbuch ist und bleibt, das Interesse für die früheren Geschieke der Heimat lebhaft in den Vordergrund getreten ist, würde das Publicum für eine Sonderausgabe des «Schiemann» gewiss dankbar sein.

Ernst Seraphim.





## Beiträge zur Geschichte Livlands während der Regierung Karls XI.,

von Agathon Hammarskjöld.

---

(Schluss.)

**K**aum findet man in späteren Zeiten,» sagt Fryxell, «ein Beispiel dafür, dass ein Schwede eine schnellere Carrière gemacht hätte.» Hastfers rasche Beförderungen riefen auch grossen Neid hervor, und dieser trug vielleicht die Hauptschuld daran, dass er sich so viele Feinde erwarb, deren Zahl natürlich noch mehr zunahm, als er einer der eifrigsten Förderer der Alleinherrschaft und eines der kräftigsten Werkzeuge der Reduction wurde. Und dass er gegen seine Neider und Widersacher wahrscheinlich eine stolze, herausfordernde Haltung einnahm und ihnen oft genug in keineswegs feinführender Weise seine Verachtung über ihre ohnmächtigen Versuche, ihm zu schaden, bekundete, vermochte den Unwillen und Hass gegen ihn nur zu steigern. Seine Dreistigkeit, sein energischer und entschlossener Charakter und sein starkes Selbstgefühl werden auch viele verletzt haben, und das um so mehr, als er sich nicht, wie die «Emporkömmlinge» Lindsköld und Gyldenstolpe, Mühe gab, durch feines Wesen und ausgesuchte Artigkeit seine Geringschätzung zu verhehlen oder seine verletzende Herbeheit zu mässigen. Daher denn auch viele seiner Handlungen als grobe Beleidigungen erscheinen oder verstanden werden können.

Karls XI. Staatsumwälzung war eine Revolution, wenn sich auch der Umsturz von oben nach unten und nicht umgekehrt vollzog. In allen Revolutionen stehen sich die Parteien scharf gegenüber.

Alle Begierden und Leidenschaften sind dann losgelassen, mit blindem Hass oder Parteisinn beurtheilen einander die handelnden und kämpfenden Personen. In Schweden dürfte vielleicht niemals ein so tiefer Hass in den Gemüthern gefunden worden sein, wie in der Reductionsperiode. Die geschlagene Partei fühlte ihre Niederlage um so bitterer, als sie auch ihre vollständige Ohnmacht erkannte. Die einzige Art, wie man seinem Hass Befriedigung verschaffen konnte, bestand in mündlichem und schriftlichem Schmähen, obgleich das auch mit grossen Gefahren verknüpft war. Charakter, Wirksamkeit und Beweggründe des Königs und seiner Männer wurden von diesen Verfassern und Aufzeichnern auf die schonungsloseste Weise «behandelt<sup>1</sup>». Sie bringen allzu oft haltlose Behauptungen vor, um eigentlich Zutrauen gewinnen zu können. Fryxell schenkt, wie ich glaube, diesen Berichten und Urtheilen zeitgenössischer Schriftsteller ein allzu grosses Vertrauen.

Hastfer ist in diesen Schriften natürlich nicht verschont geblieben, jedoch ist sein Charakter hierdurch in hohem Grade entstellt worden. Er war sicherlich keine noble, noch weniger eine liebenswürdige Persönlichkeit, aber er war keineswegs ein so schlechter Mensch, als wozu man ihn hat machen wollen.

Zwei unserer hervorragendsten Geschichtsschreiber sind sehr streng gegen Hastfer. Fryxell äussert sein vernichtendes Urtheil über ihn unter deutlicher Bekundung von Verdruss und Widerwillen. F. F. Carlson bedient sich zwar bei Weitem nicht so starker und strenger Ausdrücke, wie sein berühmter College, aber die Art und Weise, wie er sich über Hastfer äussert, giebt doch zu erkennen, dass er ihm eine unsympathische Persönlichkeit ist. Nun ist es gewiss schwer, tiefer in Hastfers Charakter und Wesen einzudringen oder, mit anderen Worten, seine Persönlichkeit kennen zu lernen. Die Briefe, welche wir von ihm haben, sind dafür allzu officiell<sup>2</sup>, und Privatbriefe, in denen er sein ganzes Wesen an den Tag legte, habe ich aufzufinden nicht das Glück gehabt. Dennoch will ich, so gut ich's vermag, mit den Hilfsmitteln<sup>3</sup>, welche mir zur Verfügung gestanden haben, die Grundzüge seiner

<sup>1</sup> «behandlade = behandelt, sagt der Verfasser, meint aber wol «beurtheilt».

<sup>2</sup> Livonica Nr. 216.

<sup>3</sup> Aus mehreren Briefen, welche in der Reichsregistratur eingetragen sind, ersieht man, dass der König auch Handbriefe an Hastfer geschrieben hat: selbige zu ermitteln, ist mir leider nicht geglückt.

Persönlichkeit zu zeichnen versuchen. Da er klarer hervortritt, wenn man ihn mit ein paar anderen von Karls XI. Männern und Vertrauten zusammenstellt, so dürfte mir, dies zu thun, gestattet sein: ausserdem will ich auch gleichzeitig den Versuch machen, die grosse Uebereinstimmung, welche zwischen den Charakteren Karls XI. und Hastfers besteht, nachzuweisen.

Jacob Johann Hastfer hatte sowol in seinem äusseren, als in seinem inneren Wesen mehrere Eigenschaften mit zwei anderen von Karls XI. Männern und Vertrauten gemein, nämlich mit Robert Lichtone und Axel Wachtmeister. Sie alle waren von riesigem oder riesenmässigem Wuchs und herkulischer Körperkraft. Ihre Liebe zur Gefahr und ihr glänzender, an Tollkühnheit grenzender Muth und ihre wunderbare Tapferkeit erinnern uns an die alten nordischen Kämpfer und ihre Heldenthaten. Das zuletzt Gesagte gilt am allermeisten von Lichtone, der nach der Meinung Einiger sogar der verwegenste Offizier gewesen sein soll, den die schwedische Armee in jener Zeit besass.

Jedoch ist es allein einer von ihnen, welcher grössere Sympathie einflösst, nämlich Wachtmeister. Dieser scheint nicht blos ein Ehrenmann, sondern eine im Grunde ritterliche Persönlichkeit gewesen zu sein, obgleich nicht frei von einer gewissen Rohheit. Die letztgenannte Eigenschaft fand sich vielleicht in höherem Grade bei Lichtone, als bei Hastfer, oder aber Lichtones Rohheit trat mehr an den Tag infolge seiner heftigen und unbändigen Gemüthsart, was jedoch nicht hinderte, dass Lichtone nach verschiedenen Anzeichen ein Mann von Gemüth war, und das sogar mehr, wie Wachtmeister. Hastfer hingegen scheint, obgleich von starken Leidenschaften beherrscht, eine grosse Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung besessen zu haben.

Keiner von diesen dreien hat Studien getrieben oder neue Ideen producirt, noch weniger waren ihre theoretischen Kenntnisse sonderlich gross. Die Kenntnisse, welche sie besaßen, hatten sie in der Schule des Lebens erworben, und hier scheint Hastfer derjenige gewesen zu sein, welcher am meisten zu lernen verstanden hat. Sie waren alle praktische Männer mit scharfen Augen für ihre eigenen Interessen und Vortheile, wiewol auf sehr verschiedene Weise. In der Politik waren sie das, was man in unseren Tagen Realpolitiker nennt, Wachtmeister dies jedoch nach 1682 mehr in der Theorie als in der Praxis.

Alle drei erreichten die höchsten Rangstufen, welche schwedische

Untertanen gewinnen konnten. Sie hatten auch danach gestrebt, wenn auch mit ungleichem Eifer und aus verschiedenen Motiven. Wachtmeister war der am wenigsten ehrgeizige. Seine hohen Würden scheint er eigentlich um der Vortheile willen, die sie ihm brachten, geschätzt zu haben, obgleich er sich dieselben ebenso wenig, wie sein Bruder Hans, auf ungehörige Weise zu verschaffen gesucht hat. Am politischen Leben nahm Axel Wachtmeister nach letztgenanntem Jahr wenig Theil; sein Ehrgeiz scheint hauptsächlich darauf ausgegangen zu sein, seines Königs nächster und vertrautester Freund zu bleiben, was er auch 19 Jahre, oder so lange der König lebte, war. In Gemüths- und Lebensart beider bestand auch viel Uebereinstimmung. Auf des Königs tollkühnen Ritten war Wachtmeister der gewöhnliche Genosse. «Allein oder in kleinerer Gesellschaft sah man sie sich wie ein paar unbändige Buben hin- und herlaufen und stossen<sup>1</sup>.»

Lichtone und Hastfer waren auch bisweilen mit dabei, wenn man sich mit derartigen Dingen belustigte, aber für sie waren dieselben doch mehr Mittel als Zweck, wie bei Wachtmeister; denn sowol Lichtone als Hastfer hatten einen dreisten und grossen, wenn auch noch nicht hochfliegenden (?) Ehrgeiz<sup>2</sup>.

In der Welt vorwärts zu kommen, war für diese thatkräftigen Männer ein wirkliches Bedürfnis. Es muss auch zugegeben werden, dass sie Lust und Freude an der Arbeit gehabt zu haben scheinen, welche ihre öffentliche Wirksamkeit erforderte. Hierzu trug auch bei, dass sie die Macht um der Macht willen liebten, was in hohem Grade von ihnen beiden gilt, namentlich aber von Hastfer.

In Hinsicht der intellectuellen Begabung war von den drei Männern Axel Wachtmeister der am wenigsten, Hastfer hingegen der am reichsten Ausgestattete. Der Letztgenannte hatte nämlich einen scharfen und klaren Verstand, mindestens innerhalb einer gewissen Sphäre, und eine grosse Findigkeit und eine kühne Schlaueheit, womit er oft seine Widersacher überraschte. Sowol hiermit als dadurch, dass er mehr wie Lichtone seine heftige Gemüthsart zu beherrschen verstand, erreichte er sein Ziel sicherer und vollständiger, wie dieser. Es ist jedoch höchst ungewiss, ob Hastfers Intelligenz so gross oder von der Art war, dass er sich in der Leitung der Staatsregierung als ein wirklicher Staatsmann gezeigt haben würde. Man sagt, dass sich Karl XI. im Jahre 1688

<sup>1</sup> Fryxell XX. p. 52—59.

<sup>2</sup> «djärf och stor, om än också icke hög (?) ärelstnad».



bedacht hat, Hastfer mit Uebergehung des in den Waffen ergrauten Feldmarschalls Ascheberg oder des in ganz Europa berühmten Nils Bielke zum Reichsmarschall zu ernennen<sup>1</sup>. Dass dies eine ungerechte Ernennung gewesen wäre, dürfte, wenn man die wirklich anerkannt überlegenen militärischen Verdienste der beiden Erstgenannten in Betracht zieht, als selbstverständlich angesehen werden. Sie hatten sich im hohen Grade tauglich im Obercommando erwiesen, wozu Hastfer, ob er zwar Feldmarschall wurde, niemals Gelegenheit gehabt hat. Ob seine militärische Begabung von höherem Schlage war, ist deshalb auch schwer zu wissen. In einer Hinsicht dürfte aber Hastfer zum Reichsmarschall passend und dies sogar in höherem Masse, wie Ascheberg und Bielke, gewesen sein. Zu den Obliegenheiten eines Reichsmarschalls gehörte es ja auch, das, was wir jetzt Kriegsminister nennen, zu sein, und als höchster Leiter des Vertheidigungswesens musste er, wenigstens in Karls XI. Zeit, ein organisatorisches und administratives Talent sein. Und das war Hastfer, seine Wirksamkeit in Livland scheint mir davon Zeugnis abzulegen<sup>2</sup>.

Es hat auch den Anschein, als wenn er während dieser Wirksamkeit nicht bloß die Gedanken und Ideen Anderer ausgeführt hat, sondern auch selbst solche zu entwerfen im Stande gewesen ist. Hastfer war und ist noch bei den Livländern sehr verhasst. Aber es sollte doch in Erinnerung gebracht werden, dass er es eigentlich war, der die Reorganisation der livländischen Verwaltung leitete, die in Unordnung war, seitdem Magnus Gabriel de la Gardie auch dort Verwirrung und Unordnung hervorgerufen hatte. Der kraftvollen Persönlichkeit Hastfers glückte es, die Verwaltung wieder in Ordnung und innerhalb derselben eine sehr nothwendige Reorganisation zu Wege zu bringen. Selbst Richter, der kein sonderlicher Freund Schwedens und der schwedischen Macht ist, sagt doch von der schwedischen Verwaltung, dass «man (ihr) überhaupt den Geist der Ordnung und einer sogar etwas peinlichen und von Härte nicht ganz freien Pünktlichkeit nicht absprechen

<sup>1</sup> Fryxell XX, p. 60.

<sup>2</sup> Dies anerkennt auch Gadebusch, der sonst sehr streng gegen Hastfer ist. Er sagt nämlich von ihm: «Es ist wohl nicht zu leugnen, dass dieser Herr Fähigkeiten besessen haben muss; denn aus seinen Handlungen leuchten Einsicht, Behendigkeit und Ordnung hervor, auch sogar in seinen Gewaltthätigkeiten. Dabei befliss er sich anfänglich einer ungemainen Uneigennützigkeit, einer genauen Gerechtigkeit.» B. III, 2. p. 403.

darf»<sup>1</sup>. Indessen haben die Livländer unter diesen Verwaltungsformen so gut wie bis auf unsere Tage gelebt. Es waren auch Schweden, durch welche die Livländer eigentlich zuerst den Nutzen einer wohlgeordneten Verwaltung kennen und verstehen lernten. Dass sie eine solche hatten, und dass sie hierdurch Gelegenheit, dieselben Formen kennen zu lernen, erhielten, gereichte ihnen hernach sehr zum Vortheil, auch ausserhalb Livlands<sup>2</sup>. Einer der Umstände, welche dazu beitrugen, den Deutschen in den Ostseeprovinzen einen so grossen Einfluss auf Russlands Verwaltung zu gewähren, ist gerade in der politischen Erziehung zu suchen, welche ihnen in der schwedischen Verwaltung zu Theil ward. Dass diese so wurde, wie sie wurde, ist in nicht geringem Masse Hastfers Verdienst. Er bildete auch eine tüchtige Beamtenschaar in Livland aus.

Aus dem über Hastfer Gesagten dürfte hervorgehen, dass Fryxells Urtheil, «dass Karl XI. von diesem Günstling keine Ehre gehabt hat»<sup>3</sup>, allzu ungerecht ist. Noch ungerechter erscheinen folgende Beschuldigungen von ihm: «Fast alle Zeitgenossen, obwol im Uebrigen von verschiedenen Ansichten, schildern Hastfer als einen verächtlichen und schlechten Menschen; nicht blos unwissend, sondern auch voll Hass gegen Kenntnisse; dabei falsch, bösartig und eigennützig, so dass er von der einen Seite Bestechungsgelder, von wem es auch sei, entgegennahm und von der anderen Seite das ihm unterstehende Commando und die Soldaten aussog.» Ausserdem soll er wegen Kabilen gestürzt sein, aber das Vermögen, selbst Pläne dazu zu schmieden, haben vermissen lassen und hierbei Rath von Olivekrantz empfangen haben, welcher deshalb auch «*la tête des ignorants*» genannt wurde. Ich weiss nicht, aus welchen Quellen Fryxell diese scharfen Urtheile geschöpft hat. Einige von ihnen getraue ich mich widerlegen zu können.

Dass Hastfer nicht Gelegenheit zu Studien gehabt hat, ist höchst wahrscheinlich, aber wenn er sich auch auf theoretischem Wege keine grösseren Kenntnisse angeeignet hat, so legen doch seine Wirksamkeit und seine Briefe Zeugnis dafür ab, dass er zu jenen

<sup>1</sup> Richter «Geschichte der dem russ. Kaiserthum einverleibten deutschen Ostseeprovinzen» II, 2. p. 21.

<sup>2</sup> Bei uns zu Lande ist das, was man der schwedischen Cultur verdankt, nie in Vergessenheit gerathen, wovon sich der gelehrte Verfasser aus Hermann Baron Bruiningks «Livländische Rückschau» überzeugen kann. D. Uebers.

<sup>3</sup> Fryxell XX, p. 60.

Naturen gehört hat, welche viel und gut in der Schule der Erfahrung lernen, was ja bisweilen durch Studien gewonnene Kenntnisse ersetzen kann. Dass er Kenntnisse gehasst hat, ist eine offenbare Unwahrheit. Jemand, der das thut, zeigt nicht einen solchen Eifer und solches Interesse für das Unterrichtswesen, wie Hastfer. Die schwedische Universität in Livland, gleichwie überhaupt die Unterrichtsanstalten daselbst, hatten in Hastfer nicht nur einen mächtigen, sondern auch wirklichen Freund und Gönner. Kein Mann der Wissenschaft kann den Nutzen und die Bedeutung einer Akademie in wärmeren Worten anerkennen, als Hastfer dies in einem Briefe an seinen königlichen Herrn gethan hat: «Was aber die Akademie vor herrlichen Nutzen geben würde, ist unnöthig weitläufig anzuführen. Gewiss ist es, dass der Adel nicht capable ist, seine Kinder auf auswärtige hohe Schulen zu senden, dadurch manch herrlich *ingenium*, welches sonst dem *publico* nützlich würde dienen können, zurücke gesetzt werden muss, welches auf einer Universität im Lande mit besserer Commodität und weit geringeren Kosten könnte gehalten werden.»<sup>1</sup>

Ich glaube nicht, dass Hastfer ein frommer Mann, wie man zu sagen pflegt, genannt werden kann, aber gewiss ist, dass er religiösen Sinn und ein offenes Auge für die Wichtigkeit und Bedeutung der Religion besass. Das geht deutlich aus diesem Brief hervor, in welchem er schreibt: «Ich kann in Ergebenheit versichern, dass in Schweden die Ställe und hier — die Krüge besser gebaut sind, als die Kirchen und die Gotteshäuser an vielen Orten in Livland. Schon verflossenes Jahr habe ich dies auf der Reise, welche ich damals durch das Land machte, mit Verwunderung und Seufzen bemerkt.»<sup>2</sup> Er war hierbei auch nicht blind gegen die Gefahren, welche der lutherischen Religion in Livland durch die Vernachlässigung und Verwahrlosung des Gottesdienstes und der Kirchen drohen konnten. Er befürchtete, dass die im Grenzlande Polen herrschende katholische Kirche die livländischen Bauern an sich locken würde. Während der schwedischen Herrschaft war jedoch die katholische Kirche nicht gefährlich für die lutherische Lehre in Livland. Hätte der livländische Adel, nachdem er unter Russland gekommen ist, gleich viel Sorge um die lutherischen

<sup>1</sup> 1687 13. October. Diese Worte standen in der Anmerkung und sind vom Uebersetzer in den Text eingefügt worden.

<sup>2</sup> 10. October 1687. Liv. 216.

Kirchen und die religiöse Aufklärung der Bauern getragen, wie Hastfer, so würde sich die lutherische Kirche jetzt nicht bloß auf die Deutschen in Livland, sondern auch auf die Esten und Letten stützen<sup>1</sup>. Es gereicht Hastfer zur Ehre, dass er nicht bloß die Kirchen in anständigem Zustande halten wollte, sondern noch mehr, dass er mit seinem ganzen Einfluss die Uebersetzung der Bibel ins Estnische und Lettische zu befördern suchte und forderte, dass die Kirchspielprediger in der Sprache der Bauern zu predigen im Stande seien. Auch scheint er nicht so hart und boshaft gewesen zu sein, wie man behaupten will. Wäre er das gewesen, so würde er wohl nicht beim Könige «intercedirt» haben für die armseligen und armen, vater- und mutterlosen Kinder, welche bloß «durch des Königs bekannte Milde» und Güte ein «soulagement» erhalten könnten<sup>2</sup>. Der Umstand, dass diese Kinder den livländischen Adelsgeschlechtern angehörten, vermindert wohl nicht den Werth dieser Intercession. Zum Vortheil des livländischen Adels hat er auch beim Könige «intercedirt» — und das in warmen und beherzigenswerthen Worten — um dem Ruin, welcher demselben durch die Reduction drohte, zu steuern<sup>3</sup>. Er wäre darin wohl noch weiter gegangen (?)<sup>4</sup>, wenn der Adel nicht so grenzenlos halsstarrig und unvernünftig gewesen wäre.

Fryxell beschuldigt ihn auch grossen Eigennutzes und behauptet, dass er sogar Bestechungsgelder entgegengenommen habe, und das nicht bloß von seinen Untergebenen, sondern auch von Frankreich. Er stützt diese seine Behauptungen auf Patkulls Schriften und auf Copien von Bengt Oxenstjernas Briefen. Die Zuverlässigkeit dieser Quellen kann jedoch nicht für unbestreitbar gelten, am allerwenigsten diejenigen, welche von Patkull herkommen, auf welchen Macaulays Urtheil über Lord Wharton angewandt werden kann, dass «er der kaltblütigste, erfindungsreichste und

<sup>1</sup> Diese Angabe verräth nicht nur völlige Unkenntnis der bestehenden Verhältnisse und der russischen Epoche, sondern bringt einen auch an mehreren anderen Stellen geäußerten Hass des Verfassers gegenüber dem est- und livländischen Adel an den Tag, welchen Hammerskjöld in Folge seiner Ueberschätzung der Regierung Karls XI. gewonnen zu haben scheint. D. Uebers.

<sup>2</sup> 13. Oct. 1687. Liv. 216.

<sup>3</sup> Hastfers Memorial 19. April 1687, v. Punkt. Ausserdem mehrere andere Briefe, Liv. 216. Dies, gleichwie Hastfers Verhältnis zur Ritterschaft im Allgemeinen, werde ich näher entwickeln, wenn ich dazu komme, Hastfer als Generalgouverneur zu schildern.

<sup>4</sup> Han hade kanske gått emellan ännu mera.

weitläufigste Lügner seiner Zeit war», denn wenige sind in ihren Angaben so nachweislich unwahr, wie Patkull. Unmöglich ist es jedoch nicht, dass Hastfer seine einflussreiche Stellung ausgenutzt hat, um sich vermehrte Einkünfte in der Form von mehr oder weniger freiwilligen oder «ansehnlichen» Präsenten zu verschaffen. Dieser Fehler war jedoch, wie bekannt, unter den hochgestellten und einflussreichen Personen jener Zeit sehr gewöhnlich, nicht blos in Schweden, sondern auch im übrigen Europa. In der allernächsten Umgebung Karls XI. fanden sich wohl kaum einige andere, wie die Brüder Wachtmeister, welche frei von diesem Fehler waren.

Irgend einen Beweis für Hastfers Eigennutz habe ich nicht gefunden. Ein Brief ist jedoch geeignet, den Verdachtsgründen derer, welche alles zum übelsten deuten wollen, Nahrung zu geben. Als Hastfer im Sommer 1687 wieder von Stockholm nach Riga zurückkehrte, erwies die genannte Stadt dem Generalgouverneur die «unvermuthete Affection», ihm ein schönes Gespann zu verehren. In einem Brief unterrichtete Hastfer den König davon, dass er dieses prächtige Präsent angenommen habe, und dies in Worten, welche deutlich beweisen, dass er über eine solche Gabe höchlich entzückt war und den König auf alle Weise vom Nutzen und der Nothwendigkeit, dieselbe entgegenzunehmen, nicht blos für ihn selbst, sondern auch für den König, zu überzeugen sucht. Ganz naiv schreibt er, dass er sich dessen für versichert halte, dass der König ihm in der rechtschaffenen Pflege seines Amtes gern einige kleine Vortheile von demselben gönnen werde, insoweit dies, ohne Sr. Maj. Dienst und Interesse bei Seite zu setzen, geschehen könne. Er nahm sich daher die Freiheit, dem König die unvermuthete Affection zu rühmen, welche diese gute Stadt gegen ihn hege, indem sie ihm dieses Gespann gäbe. Er würde gewiss Bedenken getragen haben, dasselbe entgegenzunehmen, aber da es im Namen der Stadt angetragen werde und dazu mit des Raths und der Bürgerschaft Beifall, hätte er es nicht verweigern können, einen solchen Beweis von der Stadt und Bürgerschaft guten Affection in Empfang zu nehmen, und das um so weniger, als der Empfang mit keinen Nebenabsichten verbunden sei. Die Pferde wären «recht gut», was er offen und «freudement» vor Sr. Maj. bekenne. Sie würden ihm dafür auch als Generalgouverneur wohl zu Pass kommen in den Festlichkeiten, welche im September in Riga während der Huldigung der Stände stattfinden sollen. Er würde auch mit ihnen als Repräsentant des Königs eine bessere Parade

machen und «dadurch grösseren Respect und grösseren *lustre*» bei den fremden Nationen gewinnen. Se. Maj. möchten dies nicht ungnädig aufnehmen, sondern fürderhin den gnädigen Gedanken von ihm hegen, dass er mit unterthänigster Aufrichtigkeit in allen seinen Actionen Sr. Maj. Interessen wahrzunehmen suchen und als Sr. Maj. unterthänigster und gehorsamster Diener sterben werde<sup>1</sup>.

Dies ist, wie gesagt, das einzige von mir aufgefundene Zeichen, welches als ein Beweis dafür, dass Hastfer seine Stellung zu eigennützigem Zwecken ausgenutzt hat, gedeutet werden könnte. Wenn er hierfür etwas zu seiner Vertheidigung anführen soll, so kann er auch das. Die Antwort seines königlichen Herrn und Freundes auf letztgenannten Brief betreffs der Entgegennahme des Gespannes lautet: «Mithin lassen Wir Uns auch in Gnaden wohlbehagen, was Ihr in Eurem andern Schreiben von dem Gespann als Praesent meldet, welches Euch die Stadt Riga bei Eurer Ankunft für die bevorstehende Huldigung verehrt hat<sup>2</sup>.»

Wie getheilt auch die Ansichten über Hastfer in Rücksicht der Eigenschaften seines Geistes und Herzens sein mögen, so dürfte doch grössere Uebereinstimmung betreffs der Auffassung seines Charakters herrschen, zum mindesten was dessen Grundzüge anlangt. Zu diesen gehörte gewiss weder Adel noch wirklicher Hochsinn, aber eben so wenig, wie ich glaube, eigentliche Härte und noch weniger niedrige Gesinnung oder Falschheit, obwol Fryxell diese letzteren Fehler ihm aufbürden will. Seine Briefe an den König haben, mit einem Worte, durchaus das Gepräge der Aufrichtigkeit und des Freimuths; es ist mir nicht gelungen, ein Beispiel von Kriecherei aufzufinden. Man empfängt aus ihnen den Eindruck, dass er sich dessen bewusst war, bei seinem König gut zu stehen und ein Recht darauf zu haben, manches zu sagen und zu thun, was Karl XI. nicht Jedermann sagen und thun liess. Dennoch zeigt er sich niemals übermüthig, vielmehr als ergebener, treuer und eifriger Diener, und zwar, wie ich das schon früher bemerkte, nicht wie Einer, der sclavisch gehorcht, sondern wie Einer, welcher sowol selbst am öftesten weiss, wie er handeln muss, als auch darum seinem königlichen Herrn einen Rath geben darf; zugleich stellt er sich dem gnädigen Willen und Befehl des Königs zu unweigerlicher Verfügung, wenn das kategorisch von ihm verlangt wird. Grundzüge seines Charakters waren, wie mir scheint, eine

<sup>1</sup> Hastfer an den König 25. Juli 1687. Liv. 216.

<sup>2</sup> Der König an Hastfer d. 17. August 1687. Reichsregister.

ungewöhnliche Festigkeit und Stärke. Wenn auch sein Herz nicht von Gold war, so war doch sein Wille von Eisen, und zwar von gleich gediegenem Gehalt, wie bei seinem königlichen Herrn. Nicht bloß auf den Schlachtfeldern, sondern auch als militärischer Organisator und Civiladministrator erwies er sich im Besitze zäher Kraft und Energie. Diese Eigenschaften waren es, welche im Verein mit seiner Liebe zur Gefahr und seinem unbändigen Muth im Schlachtengetümmel eigentlich Karls XI. Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt und dadurch den Erfolg seiner Laufbahn geursacht haben. Er wollte am liebsten gerade auf sein Ziel losgehen, ohne dabei vor den Schwierigkeiten, welche sich ihm in den Weg stellten, umzukehren. Er liebte eben so sehr feste und bestimmte Formen, wie er alles Formlose und Unbestimmte hasste. Noch weniger fand er grosses Behagen an langwierigen Discussionen, besonders wenn dies zu keinem praktischen Resultat führte. Das hing damit zusammen, dass er, wie gesagt, vor Allem ein Mann der Praxis und Action war.

Dass ein solcher Kraftmensch in seinen Handlungen bis zur Rücksichtslosigkeit oder zu nackter Brutalität gehen konnte, wenn ihn die Verhältnisse dazu zwangen, ist natürlich. Und das um so mehr, als es zum Wesen solcher Männer gehört, dass sie starke Sympathien und noch stärkere Antipathien haben und dass sie gleich wenig Beleidigungen vergessen, als sie wirkliche oder vermeintliche Injurien ungerächt lassen. Ich halte es für sehr glaublich, dass er von der Art im Privatleben war; aber dass er sich im öffentlichen Leben im Allgemeinen der Rücksichtslosigkeit, Brutalität oder Rachsucht schuldig gemacht haben sollte, bezweifle ich, ehe man nicht hierfür andere Beweise, als blosse Behauptungen und hasserfüllte Ergiessungen vorbringt.

In ein paar Briefen<sup>1</sup>, worin er über die Verhandlungen auf dem Landtage von 1687 Rechenschaft ablegt, äussert er sich über die livländische Ritterschaft nicht bloß ohne Bitterkeit und Unwillen, sondern empfiehlt er sogar mehrere ihrer Wünsche dem Beifall des Königs. Er erwähnt allerdings, dass die Ritterschaft anfangs «eine und andere Stücke, die *impertinent* waren»<sup>2</sup>, in ihrer Beschwerde vorgebracht hätte, aber er sucht nicht die Handlungsweise der Ritterschaft in schlechtem Licht darzustellen, noch weniger den König gegen dieselbe ungünstig zu stimmen. Mit

<sup>1</sup> 21. September 1687. Liv. 216.

<sup>2</sup> 13. October 1687. Liv. 216.

weit mehr Grund kann man sagen, dass er das Gegentheil bewirken will, worüber ich ein anderes Mal ausführlicher handeln werde.

Was die Reduction selbst anlangt, so will ich jetzt blos anführen, dass er beim König ein eifriger Beförderer «der perpetuellen Arrenden» war; ferner, dass er, obwol er sich öffentlich auf dem Landtag als Gegner des ritterschaftlichen Begehrens aufspielte, mit den seit dem Jahre 1685 u. folg. «reducirten Intraden» verschont zu bleiben, dennoch den König für diesen ritterschaftlichen Wunsch in rührenden Worten<sup>1</sup> zu gewinnen suchte. Aus demselben Brief geht auch hervor, dass er den Befehl erhalten hat, bei der Execution «sothaner Intraden mit allem Nachdruck (zu) verfahren», aber die Execution aufgeschoben haben will, bis des Königs Antwort auf sein Vorwort zu der Ritterschaft letztgenanntem Begehren eingetroffen ist. Aber wenn er die Execution ins Werk setzen solle, so sei er der Meinung, dass sie eingeschränkt werden müsse, wenn anders sie «zur reellen Eintreibung» dienlich sein solle. Die härtesten Formen der Execution oder das Auspressen bis auf den letzten Heller hat er abgerathen<sup>2</sup>.

Hieraus und aus dem, was ich kurz vorher angeführt habe, dürfte hervorgehen, dass man seine Rücksichtslosigkeit bedeutend übertrieben hat. Jedoch finde ich's nicht erstaunlich, wenn er manchem als ein rücksichtsloser Mensch erscheint, und dass man dies wird beweisen können, wenigstens in besonderen Fällen. Rücksichtslosigkeit gehörte zu der Staatskunst der Zeit und nicht am wenigsten der Karls XI. Die Parteien standen ja einander während der Regierung dieses Königs scharf gegenüber und für Compromisse hatte keine Partei einen rechten Geschmack. Die Rücksichtslosigkeit war bei der siegreichen Partei gleich gross, wie der Hass der Besiegten tief und glühend war. — In einem Brief erscheint Hastfer auch äusserst rücksichtslos oder geradezu cynisch, und zwar da er von der Contribution spricht, zu deren Bewilligung er den Adel auf dem Landtage von 1687 bewogen hatte. Ich habe jedoch nicht gefunden, dass er für sein Verhalten bei dieser Gelegenheit getadelt worden ist; wahrscheinlich ist es auch nicht bekannt geworden.

Ein moderner Leser kann nicht anders als unangenehm berührt werden, wenn er in diesem Brief Hastfers bis an Verachtung grenzende Auffassung von den Befugnissen und Rechten einer

<sup>1</sup> «i bevekande ordalag».

<sup>2</sup> 10. October 1687. Liv. 216.



Repräsentation kennen lernt. Ueber den Landtag äussert er sich unter Anderem so: «Dieweil er sich mit so vielem Raisoniren beschäftigt, so habe ich ihn nicht ohne Contribution aus einander gehen lassen wollen und habe deshalb, obgleich mir Ew. Maj. keinen Befehl gegeben, eine Geldbewilligung zu Fortificationsarbeiten zu fordern, absichtlich Gelegenheit genommen, ihm eine solche vorzuschlagen, auf dass ihm auch dadurch desto eher die Lust vergehen möge, so oft einen solchen Landtag hier einzufordern.»<sup>1</sup> Hastfer schreibt auch, es gehe aus alten Landtagsbeschlüssen hervor, dass die Ritterschaft niemals früher eine so grosse Bewilligung zugestanden habe. Durch seine Aeusserung über den Landtag und die Contribution erscheint Hastfer als ein treuer und eifriger Förderer und Diener des Absolutismus (enrädet), aber Aeusserungen in demselben Briefe beweisen, dass er nicht im gleichen Masse ein Förderer der Reduction war. Derselbe Mann, welcher die Contribution hauptsächlich deshalb forderte, um der Ritterschaft die Lust nach häufiger Einberufung des Landtages zu benehmen, und sich in seinem Briefe dessen rühmt, tritt jedoch in demselben Briefe für diejenigen ein, welche von der Reduction betroffen wurden. Das darf man nicht ausser Acht lassen, um ihn zu beurtheilen. Der, welcher nicht Scheu vor dem schwedischen Reichsrath gehabt hat, welche Corporation jedoch schon zu der Zeit bestand, als Bischof Albert I.<sup>2</sup> und die Schwerritter sich (noch) abmühten, Liv- und Estland zu erobern, und der, welcher nicht Scheu gehabt hat vor des schwedischen Reiches Adel und Ritterschaft, obgleich dieselben unter sich eine so lange Reihe von grossen Männern zählten, dass Livlands Ritterschaft und Adel ihnen auch nicht im Entferntesten Gleiches an die Seite stellen konnte, der, welcher diese beiden Corporationen nicht respectirt hatte, konnte sicherlich noch weniger einen tieferen oder höheren Respect für Livlands Landtag hegen, obgleich derselbe aus eitel stolzen Edelleuten bestand.

\* \* \*

Um Hastfer in seinem Verhalten zu den Livländern und der Reduction mit Gerechtigkeit zu beurtheilen, darf man nicht unterlassen, sich klar zu machen, wie die Livländer im Allgemeinen und deren Adel im Besonderen ihrer Anlage nach beschränkt waren.

<sup>1</sup> 10. October 1687. Liv. 216.

<sup>2</sup> Im Original steht Albrecht I., was wol ein Schreibfehler ist. D. Uebers.

<sup>3</sup> Wenn ich im Vorworte zu meiner Uebersetzung mich veranlasst sah, die Gründe anzugeben, aus denen ich auf eine Polemik mit Herrn Hammarskjöld

Sowol Fryxell als Carlson haben in dieser Hinsicht allzu viel übersehen.

Die Deutschen in den Ostseeprovinzen stellen eine besonders starke, kraftvolle und tüchtige Race dar. Wenn sie das nicht sein würden, so wären sie schon längst unter den vielen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen gehabt haben, untergegangen. Dieser Kampf hat ihnen jedoch auch sein Gepräge aufgedrückt und im wesentlichen Masse dazu beigetragen, ihre sowol guten als schlechten Eigenschaften zu entwickeln<sup>1</sup>.

Ihre Begabung liegt hauptsächlich im Praktischen. Durch ihr Vermögen, sich, koste es was es wolle, fortzuhelfen und mit derselben «Geschwindigkeit» für ihre eigenen Interessen zu sorgen, besitzen sie dieselben Eigenschaften, welche wir Schweden mit oder ohne Grund den «Smäländern» beizulegen pflegen; jedoch finden sich diese Eigenschaften bei den Livländern in grösserem Masse und in höherem Grade. Ueberall, wo sie aufgetreten sind — und im 17. Jahrhundert findet man Livländer in fast allen Ländern und auf fast allen Schlachtfeldern — haben sie eine erstaunliche, wenn auch nicht gerade bewundernswerthe Zähigkeit, Energie und Verschlagenheit entwickelt, und dies sehr oft im Verein mit grosser Anstellungkeit («*duglighet*»). Ueberall haben sie es verstanden, sich durchzudrücken, sei es bei Hofe oder in der Armee, in der Administration oder in den praktischen Berufsarten. Nirgendwo sind sie jedoch beliebt gewesen, weder in Schweden, noch in Russland, nicht einmal in Deutschland, woran sowol ihre besseren, als auch ihre schlechteren Eigenschaften die Schuld getragen haben. Zu letzteren gehören eine allzu egoistische Sorge für das eigene Ich

---

verzichte, so fühle ich mich dennoch dazu verpflichtet, an denjenigen Stellen, wo sein Raisonement völlige Unkenntnis verräth, temperamentslose Zurechtstellungen oder Hinweise auf die Irrthümlichkeit der Behauptungen anzubringen, damit Herr Hammar skjöld den in Aussicht gestellten und für uns Balten bedeutsamsten Theil seiner Arbeit — die Wirksamkeit Hastfers als Gouverneur — zu seinem und der Wissenschaft Besten in objectiverer Weise zur Darstellung bringen möge, dessen eingedenk, dass der ethische Werth historischer Arbeiten illusorisch wird, wenn die Darstellung sich in das Gewand eines Pamphlets hüllt.

D. Uebers.

<sup>1</sup> In einem II. Artikel («Das Geschlecht von Mengden und Livland unter schwedischer Herrschaft»), von dem ich vielleicht einige Theile im Verein mit dem in Aussicht gestellten III. Artikel Hammar skjölds über «Hastfer als Gouverneur von Livland» übersetzen werde, vergleicht Hammar skjöld die Livländer mit den Juden.

D. Uebers.

und die eigenen Interessen und eine oft mit Renommisterei gepaarte Härte und Herbheit des Gemüths. Im Allgemeinen können Liebenswürdigkeit und rücksichtsvolles Wesen nicht zu ihren besseren Eigenschaften gerechnet werden, aber wohl, wie eben angedeutet, Unternehmungsg Geist, Anstelligkeit, Ausdauer, Tapferkeit und mitunter wirkliche und echte Mannhaftigkeit.

Es sieht fast so aus, als ob die praktischen Eigenschaften bei ihnen allzu sehr auf Kosten der übrigen und besonders der feineren und edleren Eigenschaften entwickelt sind. Dadurch scheinen sie auch nicht viel für die idealen Interessen und Bedürfnisse erübrigt zu haben. In dieser Hinsicht sind die Est-, Liv- und Kurländer dem Hauptstamme des grossen deutschen Volkes sehr unähnlich.

Die vorzugsweise praktische Entwicklung und die praktischen Interessen der Livländer und in Folge dessen ihre Hintansetzung des Idealen sind vielleicht die eigentliche Ursache dafür, dass sie, gleichwie ihre Brüder, die Est- und Kurländer, so reich an fähigen (*duglig*), aber so äusserst arm an wirklich grossen Männern sind. Es ist ein eigenthümliches Phänomen, dass der baltische Adel, welcher doch Jahrhunderte hindurch eine so günstige Stellung in ökonomischer Hinsicht gehabt hat, und das, ohne dadurch erschlafft oder verweichlicht zu werden, kaum einen einzigen grossen Mann aufzuweisen hat. Es erscheint das um so eigenthümlicher, als er zu allen Zeiten die grösste Entwicklungsfreiheit und mindestens seit dem 17. Jahrhundert auch ausgedehnte Gebiete für seine Wirksamkeit gehabt hat, zuerst in Schweden und hernach in Russland, anderer Länder zu geschweigen. Die hervorragendsten Männer, welche der baltische Adel von Beginn der Neuzeit bis auf unsere Tage hervorgebracht hat, sind Walter von Plettenberg, der grösste aller livländischen Ordensmeister, Georg von Fahrensbach und der schon früher genannte Hans Wachtmeister der Aeltere, Johanns III. treuer Diener. In vieler Hinsicht diesen gleich waren die bekannten schwedischen Feldmarschälle Rutger von Ascheberg, Fabian und Otto Wilhelm von Fersen. Ungefähr gleichzeitig mit diesen lebte Konrad von Rosen, welcher die Kriegskunst bei den Schweden studirte, aber, als er hernach im Duell seinen Gegner erschoss, in französische Kriegsdienste überging, wo er schliesslich bis zur Würde eines Marschalls von Frankreich emporstieg. Der berühmteste von allen Livländern ist vielleicht der österreichische Feldmarschall Gideon Ernst von Laudon, berühmt durch seine Siege über Friedrich II. und die Türken.

Aber auch in unserem Jahrhundert haben sich mehrere Livländer hervorgethan, so z. B. die Generale Barclay de Tolly und G. W. von Rosen und Feldmarschall Graf Feodor von Berg. Der letztgenannte Rosen hat sich nicht blos als Militär, sondern auch als geographischer Schriftsteller einen geachteten Namen erworben. Berg hinwieder, welcher den polnischen Aufruhr von 1863 unterdrückte, erinnert sowol nach der Art seiner Begabung, als nach seiner Anstelligkeit und seinem Charakter an Hastfer. Er ist aber, gleichwie Hastfer, nicht nur streng, sondern sogar ungerecht beurtheilt worden. Ausser diesen könnten noch mehrere aufgezählt werden; aber die Genannten scheinen die bemerkenswerthesten und am meisten repräsentativen zu sein. Sie alle waren anstellige (oder «tüchtige») Leute, aber grosse Männer können sie nicht genannt werden, Plettenberg und Laudon vielleicht ausgenommen, welche auch als Charaktere hoch stehen. In dieser Hinsicht dürften sie weit über Patkull gestellt werden, welchen einer von Livlands angeseheneren Geschichtsschreibern «den vielleicht grössten Charakter der Ostseeprovinzen»<sup>1</sup> nennt.

Das einzige wirkliche Genie<sup>2</sup> (*sic*), welches die deutschen Ostseeprovinzen hervorgebracht haben, ist nicht vom Adel, sondern vom Bürgerstande ausgegangen — nämlich der General Graf Todleben, Sewastopols berühmter Vertheidiger und Plewnas Eroberer. Im Uebrigen gilt von dem livländischen Bürgerstande, gleichwie vom Adel, dass er zwar viele anstellige (tüchtige) Männer, aber kein eigentliches Genie hervorgebracht hat. Wie bekannt waren Palmstruch, der Stifter der schwedischen Reichsbank, und Rademacher, der Begründer der Eisenindustrie von Eskilstuna, Livländer.

Sie alle waren Männer des Krieges, der Administration oder der praktischen Berufsarten.

Aber auch tüchtige Männer der Wissenschaft werden nicht gänzlich (*sic*) vermisst, besonders gilt dies von der historischen Forschung<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> A. v. Richter II, 2. p. 312. Richters Ansehen gründet sich darauf, dass er als erster und letzter in unserer Zeit eine zusammenfassende Geschichte unseres Landes zu schreiben versucht und in Folge seines grossen Fleisses ein grosses Material zusammengetragen hat. D. Uebers.

<sup>2</sup> Es ist bereits an dieser Stelle zu constatiren, dass Agathon Hammar-skjöld Karl Ernst von Baer überhaupt nicht kennt. D. Uebers.

<sup>3</sup> Angesichts eines K. E. v. Baer, Victor Hehn und jener grossen Schaar von hervorragenden Gelehrten, welche auf deutschen und russischen Universitäten,

Es lässt sich überhaupt sagen, dass über dem Volke<sup>1</sup> Livlands (*sic*) nur ein schwacher Schimmer von Idealismus ruht. Das gilt im Besonderen vom Adel. Die Mängel, welche im Allgemeinen den Aristokratien anzuhafte pflegen, findet man deshalb auch im grösseren Masse bei dem livländischen Adel wieder, als bei irgend einem anderen Adel des germanischen oder romanischen Europa. Der Feudaladel hatte seine Kreuzzüge, sein Ritterthum und seine Poesie. Der livländische Adel liess so gut wie alles hiervon<sup>2</sup> vermissen, denn die religiöse Begeisterung, welche sich bei den livländischen Kreuzfahrern fand, war äusserst gering und verflüchtigte sich überdies bald. Die Livländer waren zwar auch im Mittelalter tapfere und tüchtige Streiter, aber es findet sich unter ihnen kaum ein Ritterthum in des Wortes höherer Bedeutung, noch weniger etwas von Poesie. Die Schattenseiten des mittelalterlichen Adels findet man (hingegen) bei den Livländern in grösserer Masse, als bei den übrigen Westeuropäern, und bei ihnen behielten sie auch eine längere Dauer.

Vielleicht war dies die hauptsächlichliche Ursache dafür, dass der unbedeutende Schimmer von Idealität, den sie noch besaßen, ganz und gar verschwand. Aus dem Adel des übrigen Europa gingen doch Männer hervor, welche ihrem Volke zur Ehre gereichen und von denen zugleich behauptet werden kann, dass sie das Beste ihres respectiven Vaterlandes befördert und der Civilisation genützt haben. Einen glänzenden Beweis hierfür gewährt z. B. der schwedische Adel. Aber eben so wenig wie der livländische Adel einen Engelbrecht oder Sture oder Gustav Wasa hervorgebracht hat, hat er auch solche schöpferische Staatsmänner oder grosse Feldherren gezeitigt, wie sie unsere Grossmachtszeit erstehen liess<sup>3</sup>.

an der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg oder als Privatgelehrte wirken und gewirkt haben, erscheint obiges Urtheil als mindestens ungenau.

D. Uebers.

<sup>1</sup> Vielleicht meint der Verfasser die «Bevölkerung», aber er wendet den schiefen Ausdruck: «folk» = Nation an.

D. Uebers.

<sup>2</sup> Die Kämpfe gegen die Littauer scheint Hammarskjöld nicht zu kennen.

D. Uebers.

<sup>3</sup> Während Hammarskjöld Livlands politische Autonomie niemals anerkennt, nimmt er doch keinen Anstand, es völkerpsychologisch Schweden gleichzustellen und mehrfach seine Verwunderung oder Freude darüber zu äussern, dass Livland, eine von Deutschland aufgegebenen Colonie mit zwei Fremdvölkern als Bauernstand, nicht dasselbe geleistet habe, wie Schweden. Kann ein Historiker ungerechter verfahren?

D. Uebers.

Solchergestalt lebte, wie bereits bemerkt, die politische und sociale Anschauungsweise des Mittelalters allzu lange bei den Livländern fort. Sie haben noch viel von dessen Individualismus und socialen Begriffen an sich, und das wird vielleicht noch einmal ihren Untergang bedingen. Dies und im Verein damit noch mehrere andere Umstände tragen die Schuld, dass es schwer war, mit ihnen zu streiten.

Der livländische Adel war stolz bis zum Uebermuth und eigensinnig bis zum Trotz. Sein Freiheitssinn duldete weder irgend eine Autorität über sich, noch eine Selbständigkeit neben oder unter sich. Er nannte den Versuch einer jeden Regierung, diesen Uebermuth zu zügeln, Eigenmächtigkeit und Bedrückung, aber die, welche unter ihm standen, wollte er so eigenmächtig als möglich zu behandeln das Recht haben. Dieser Adel, welcher sich in seinen Briefen an Karl XI. darauf berief, dass er seine Lehnsgüter von den Heiden erobert habe und daher der rechtmässige Eigenthümer derselben sei, hatte jedoch die Abkömmlinge dieser Heiden nicht bloß als Leibeigene ihre von den Voreltern (ererbten) Aecker bestellen, sondern dazu in einer so tiefen geistigen Finsternis aufwachsen lassen, dass sie sich nur wenig von den Heiden unterschieden. Der Adel blickte auch mit höchst unfreundlichen Augen auf den Versuch der schwedischen Könige, diese geistige Finsternis zu bannen oder dem Druck und Eigenwillen gegenüber den Leibeigenen Schranken zu setzen. Unter demselben Adel, der so oft vor Karl XI. und Hastfer das Recht auf den Lippen führte, war es doch etwas ganz Gewöhnliches, die Vollziehung gerichtlicher Urtheile mit Gewalt zu hindern. Die Diener der Gerechtigkeit wurden oft mit Kugeln oder blanken Waffen abgewiesen, und wenn der Generalgouverneur in solchem Fall eine Militärmacht anwenden musste, um ein gerichtliches Urtheil zu vollstrecken, dann wurde über Druck und Gewalt geschrieen. So handelten z. B. Major Benedict Johann v. Berg und seine Schwägerin, als ein Urtheil, welches einer weiblichen Anverwandten von ihnen zum Nachtheil gereichte, vollzogen werden sollte. Major von Berg wagte es, gegen Christer Horn, welcher damals Generalgouverneur war, mit «injuriösen Expressionen» vorzugehen, ja sogar bei Karl XI. Klage zu führen, der jedoch Horns Massregeln billigte und über die Handlungsweise des Majors grosses Misbehagen äusserte<sup>1</sup>. Es könnten noch mehrere

<sup>1</sup> Biographica.

ähnliche Fälle angeführt werden. Im Uebrigen lebten beim livländischen Adel noch am Anfang des 17. Jahrhunderts die alten Bräuche des Mittelalters, sich mit Gewalt Recht zu schaffen und Selbsthilfe zu suchen, fort<sup>1</sup>. Generalmajor G. von Mengdens Ueberfall auf Generalmajor J. Staël von Holstein auf offener Landstrasse ist ein bereiteter Beleg dafür. Mengden wollte das ein Duell nennen, aber es war in der That ein wirklicher Ueberfall, der damit endete, dass Staël tödtlich verwundet ward und starb<sup>2</sup>.

Derselbe Adel, welcher so sehr darüber Klage führte, dass Rigas Syndicus, der frischgeadelte Justus von Palmenberg, zugleich Landrichter wurde, und der Meinung war, dass der König und Hastfer sich hiermit einen Eingriff in seine Privilegien erlaubt habe, wollte die Justiz nicht nur im Dörptschen Hofgericht handhaben, sondern auch bei den niederen Gerichtshöfen (*sic*). Aber in den genannten Gerichten erwies er sich als äusserst nachlässig in seinen Arbeiten und parteiisch in seiner Rechtssprechung. Derselbe Adel, der so erbittert darüber war, dass der König so viele Männer des Bürgerstandes in den Adelstand erhob, pflegte doch sehr oft seine Prediger durchzuprügeln und ihnen einen grossen Theil des rechtmässigen Lohnes vorzuenthalten. Zu gleicher Zeit liess er die Kirchen verfallen, obgleich deren Erhaltung vor der Reduction doch dem güterbesitzenden Adel oblag<sup>3</sup>. Aus all Diesem dürfte

<sup>1</sup> Vielleicht ist es gestattet, darauf aufmerksam zu machen, dass selbst in unserem Jahrhundert Aehnliches geschieht, und z. B. in Italien, wie jüngst in Bologna (Oct. 1890), noch Fälle von Blutrache in den besseren Klassen vorkommen.  
D. Uebers.

<sup>2</sup> Livonica 511.

<sup>3</sup> Sollte man nicht von einer in einer historischen Zeitschrift erschienenen Abhandlung erwarten, dass sie, statt einen Vorläufer der französischen «Bartholomäusnacht des Eigenthums» von den Livländern zu fordern, bekennen wollte, dass alle unsere Mängel und Schwächen allmählich beseitigt worden wären — trotz des oft unvernünftigen Widerstandes des Adels — wenn das aufgeklärte Schweden nur hernach im Nordischen Kriege die Kraft und Fähigkeit gehabt haben würde, seinen ostseeprovinziellen Besitz sich zu erhalten? Meinerseits sage ich wohl nur für Hammarskjöld Neues, wenn ich der Meinung bin, dass Karl XI. durch seine Vergewaltigungen jeden ständischen Widerstand lahmlegte und damit seinem Nachfolger den Weg bahnte für seine egoistische Strategie und Politik. Jede Revolution übt ihren Rückschlag auf den Zerstörer aus, und jeder Absolutismus hat nur ephemere Erfolge, denn alle Weisheit in der Politik liegt im genialen Compromiss, auch in der vöbismarckischen Aera.  
D. Uebers.

hervorgehen, dass es keine leichte Sache war, in Livland Regierungsbeamter zu sein, wenn man sein Amt mit Ernst durchführen wollte, und in Karls XI. Zeit war das eine Nothwendigkeit.

Das Einzige, wofür der livländische Adel wirkliche Pietät oder Liebe besass, waren seine Privilegien. Aber in der Auffassung derselben trat gleichzeitig sein Egoismus und Eigennutz in seiner ganzen Nacktheit hervor. Alles, was in diesen Privilegien zum Vortheil des Adels festgesetzt war, das war unverletzlich und da durfte kein Eingriff geschehen, aber alles, was in denselben Privilegien zum Vortheil der Staatscorporationen und des schwedischen Königs oder von Schwedens Krone und Reich festgesetzt war, das wollte der livländische Adel nicht gelten lassen oder suchte es wegzuinterpretiren. Wenn er daran erinnert ward, so verdrehte oder leugnete er den klaren und deutlichen Wortlaut der Privilegien oder nahm seine Zuflucht zu den erbärmlichsten und elendesten Sophismen. Man hat geltend zu machen gesucht, dass die Livländer gegenüber Karl XI. Recht gehabt haben und der König im Unrecht gewesen sei. Ich will nicht leugnen, dass das Verhältnis in gewissen vereinzeltten Fällen so ist. Die Reduction brachte ja in mancher Hinsicht Ungerechtigkeiten und vor Allem eine grosse Unbilligkeit mit sich. Ich wage aber zu behaupten, dass das formelle Recht auf Karls XI. Seite war, ja im Allgemeinen auch das ideale, wenigstens im Jahre 1688. Auch muss zugegeben werden, dass, wenn der König von dieser Zeit an hart und unbillig wurde, dies hauptsächlich eine Folge der eigenen Unbilligkeit, des Eigensinnes und Trotzes des livländischen Adels war, wozu von dieser Seite auch noch offenbare Ungesetzlichkeiten hinzukamen. Karls XI. Langmuth gegen die Livländer erscheint weit grösser, als seine Ungerechtigkeit und Unbilligkeit. Dem König kam es nicht bloß darauf an, ob die Reduction durchgeführt werden solle oder nicht, sondern auch darauf, ob das Corporationswesen, welches so lange in Livland florirt und im wesentlichen Masse zu dem Untergang des livländischen Föderativstaates beigetragen hat, fortbestehen solle oder nicht. Es war natürlich, dass Karl XI., welcher so viel auf die *salus publica* sah, den Adels- oder Stadtcorporationen in Livland nicht ihre grosse Macht lassen wollte. Sie bildeten ja an sich ein Hindernis für ein geordnetes Gesellschaftswesen und lagen überdies beständig in Streit oder Processen mit einander; auch passten sie nicht mehr in einen so modernen Staat, wie es der Karls XI. war.



Aber diese Corporationen waren mächtig, insbesondere die Ritterschaft, und dies um so mehr, als sie nicht, wie die schwedische, in gegen einander feindliche Klassen getheilt, sondern mehr homogen, als die schwedische in Karls XI. Zeit, war. Dazu kam, dass sie auf den Landtagen nicht mit drei anderen Ständen, wie die schwedische (Ritterschaft) zu kämpfen hatte, sondern da allein herrschend war. In der Vertheidigung dessen, was diese Ritterschaft für ihr gutes, wenn auch eingebildetes Recht hielt<sup>1</sup>, bewies sie einen Muth, eine Zähigkeit und Energie, welche aller Achtung werth sein würden, wenn sie nicht auch mit so viel Eigensinn, Unvernunft, Trotz, Lügenhaftigkeit und Ungesetzlichkeit gepaart gewesen wären.

Es lässt sich behaupten, dass all die besten, aber zugleich auch einige der schlechteren Eigenschaften des livländischen Adels bei Hastfer wiedergefunden werden können. Er war ja auch geborener Estländer und als solcher Bein von ihrem Bein und Fleisch von ihrem Fleisch. Es scheint jedoch so, als wenn Hastfers langandauernder Aufenthalt in Schweden seinen politischen und socialen Gesichtskreis erweitert hat. War er hart, rücksichtslos und eigennützig, so war er's doch in geringerem Grade, als der livländische Adel, im Allgemeinen auch vielleicht mit mehr Methode. Er war auch Träger einer Idee, die grösser und höher war, als die, in deren Diensten die livländische Ritterschaft stand, nämlich Karls Auffassung vom Staat und Gemeinwesen. Karls XI. Alleinherrschaft hatte viele Mängel und Schattenseiten, aber sie stand nicht nur ihrer Idee nach, sondern auch in Wirklichkeit unendlich weit höher, als was die livländische Ritterschaft für das Höchste in politischer und socialer Hinsicht hielt. Karl XI. dachte an alle Einwohner Livlands, der livländische Adel dachte blos an sich selbst. Ein Conflict zwischen Karl XI., dem starken Verfechter der *salus publica*, und dem livländischen Adel als dem Vertheidiger des Corporationswesens, musste da unvermeidlich werden. Dieser Conflict musste um so stärker werden, je muthiger, kraftvoller, ausdauernder und herrschbegieriger die beiden Parteien, eine jede auf ihre Weise, waren. Am liebsten hätte der livländische Adel zu den Waffen gegriffen, wenn er nur irgend eine Aussicht auf Erfolg gehabt haben würde. Aber ein Aufruhr wäre eine Thorheit gewesen; denn Hastfer würde ohne sonderliche Anstrengung die gesammte livländische Ritterschaft allein mit den Truppen, welche

<sup>1</sup> «ansåg för eller inbillade sig anse för sina rättigheter».

in Livland standen, in Atome aufgelöst haben. So blieb denn nichts Anderes übrig, als dilatorisch zu verfahren und durch Eigensinn, Halsstarrigkeit und Trotz und durch eine vortheilhafte Interpretation der Privilegien den Streit nach Möglichkeit zu verlängern zu suchen und die Ausführung der Reduction und der administrativen und kirchlichen Reformen zu hindern. Aber dies wollte und konnte Karl XI. nicht zulassen. Er, der den alten schwedischen «Königsadel» zermalmt hatte, aus welchem zwei derartige Geschlechter, wie die Folkunger und Wasas und so viele grosse Männer von welthistorischer Bedeutung hervorgegangen sind, konnte nicht gegenüber dem Adel einer eroberten Provinz den Kürzeren ziehen. Und deshalb, aber erst nach einer bei ihm ungewöhnlichen Mässigung, fasste er (die Livländer) mit fester Hand an. Der Vollstrecker seines Willens und seiner Befehle ward sein Vicar, der Generalgouverneur Graf Hastfer. Dass dieser, gleichwie der König, von der Rechtmässigkeit seiner Handlungsweise überzeugt war, hat man keinen Grund zu bezweifeln. Auf alle Fälle war seine Handlungsweise gegenüber dem livländischen Adel rechtmässiger, als dieser gegen den König und ihn verfuhr.

Gustav Adolf pflegte Åke Tott seinen Schneepflug zu nennen, und dieser Feldmarschall ging ja auch durch die Schaaren des kaiserlichen Heeres wie ein Schneepflug hindurch. Auf dem Schlachtfelde wäre wohl auch Hastfer ein gleich guter Schneepflug geworden, wie Åke Tott, aber die Umstände haben das nicht zugelassen. Aber dafür wurde er das in Livland. Ehe ich jedoch zu einer Schilderung von Hastfers Wirksamkeit als Generalgouverneur schreite, halte ich mich für verpflichtet, eine Uebersicht über Livlands staatsrechtliche Stellung zur schwedischen Krone zu geben und von dem Auftreten Robert Lichtones in diesem Lande zu berichten<sup>1</sup>.

T. Christiani.

<sup>1</sup> Hammarskjöld wolle es mir nachsehen, wenn ich in den Noten häufiger Einsprache erhoben habe, als ich angekündigt hatte, aber seine verbissene oder von Leidenschaftlichkeit geschwellte Schreibart wirkt provocatorisch wider Willen. Auch möge Hammarskjöld die Versicherung entgegennehmen, dass uns die herbsten Vorwürfe nur zur Ehre gereichen, wenn sie mit Loyalität vorgebracht werden und in von vielseitigem Wissen geschmücktem Gewande auftreten. Nachdem er seine Unkenntnis der livländischen Geschichte nach 1721 dargethan und sich vieler und nicht unerheblicher Irrthümer schuldig gemacht und dadurch den Eindruck des Zutreffenden in seinem Urtheil wesentlich abgeschwächt hat, spreche ich hier nochmals den Wunsch aus, er möchte in seinen zukünftigen Publicationen doch mehr den Quellen, als seinem Hasse das Wort gönnen. D. Uebers.

In Form gelegentlicher Fussnoten konnte, wie auch Herr Christiani in seiner Einleitung bemerkt, eine Kritik obiger Abhandlung nicht gut erfolgen. Andererseits fragt es sich, ob Hammarskjöld nachgerade der Ehre einer eingehenden Erwiderung überhaupt werth ist. Sollte gleichwol Jemand die Absicht haben, diesem Thersites zu antworten, sei es nun in der Weise des Odysseus oder in der des Achill, so werden wir ihm den Raum dazu gern gewähren.

D. R e d.





## Auf dem Kaisersitz

in der livländischen Schweiz.

Wie eine Braut im Feierkleide,  
Geschmückt mit schimmerndem Geschmeide,  
Liegst du vor meinen Blicken da ;  
Du meine Ehr', du meine Freude,  
Du meine holde Augenweide,  
Ich grüsse dich, Livonia !  
Mit deinen holden, reinen Frauen,  
Den dunklen Wäldern, grünen Auen,  
Mit deinen Burgen, Strömen, Höh'n —  
Livland, mein Heimatland, wie bist du schön !

Wie oft auf deinen weiten Mooren  
Hat wandernd sich mein Fuss verloren,  
Wenn ich geflüchtet vor der Welt !  
Auf deinen Haiden, deinen Höhen  
Wie oft schritt ich im Windeswehen  
Und sang ein Lied, wie's mir gefällt :  
Du Land der Liebe ohne Reue,  
Du Land der echten Frauentreue,  
Der Freundschaft unerschütterlich,  
Livland, mein Heimatland, ich liebe dich !

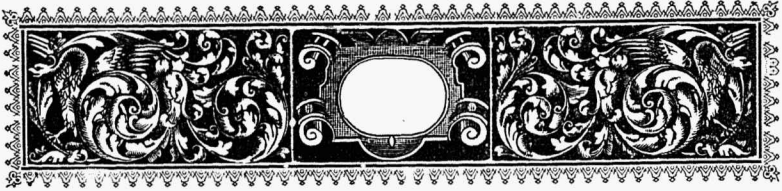
Ich liebe deine Wiesen, Wälder,  
Die weiten, reichen Aehrenfelder,  
Die Sommernächte hell und warm ;  
Mir ist's ein Glück, wenn deine Städte,  
Die trauten, lieben, ich betrete,  
Wo lang' wir lebten sonder Harm ;

Dich hatt' ich früh mir auserkoren,  
Als Knabe Treue dir geschworen,  
Und schwör' sie heute hier aufs Neu —  
Livland, mein Heimatland, dir bleib' ich treu!

Hier lebt noch Hass für die Gemeinheit,  
Hier lebt noch echte Herzensreinheit,  
Schön wie der junge Morgenstrahl;  
Hier wird, mit freud'gem Muth verbunden,  
Noch echter frommer Sinn gefunden  
Und Glaube an das Ideal!  
O halte fest an diesem Glauben,  
Lass nichts dir deine Ehre rauben,  
Der Wahrheit und des Rechts Panier!  
Livland, mein Heimatland, Gott sei mit dir!

Walter Kempe.





## M i s c e l l e n .

### Des pfälzischen Kanzlers Dr. Roseneck Gefangenschaft in Livland.

**I**n Unterthan des römisch-deutschen Reichs, Hans Schlitte, war in den Dienst des Zaren Iwan des Grausen getreten und wurde als Gesandter von diesem mit einem russisch und lateinisch abgefassten, besiegelten Handschreiben an Karl V. geschickt. Der Kaiser befand sich damals auf dem Reichstage zu Augsburg. Es war im Januar 1548, als ihm Schlitte das Handschreiben überreichte, in welchem Iwan den Kaiser bat, Schlitte zu gestatten, im ganzen deutschen Reich Doctores und Magistros der freien Künste, Glockengiesser und Bergleute, Goldschmiede und Papiermacher, Zimmerleute und Steinmetzen, zumal solche, die zierliche Kirchen zu bauen verstehen, Brunnenmeister, Mechaniker, Wundärzte und dergleichen in ihrem Fach erfahrene Männer aufzufordern, sich nach Moskowien zum Zaren zu begeben. Am 30. Januar gab der Kaiser auch die Concession und freies Geleit allen den Leuten, die sich nach Russland anwerben lassen wollten. In einem dem Schlitte ertheilten offenen Brief des Kaisers heisst es, dass Karl seinem lieben Freunde, dem Fürsten von Russland, in Ansehung der guten Neigung, die schon dessen Vater, der Grossfürst Wassili, zu des Kaisers Vorfahren getragen, und Karl ausserdem in glaubwürdige Erfahrung gebracht, dass Wassili zur römischen Kirche habe übertreten wollen, und auch sein Sohn, der jetzige Fürst, gleichfalls römisch-katholisch zu werden beabsichtige, den gross-

fürstlichen Wunsch hinsichtlich solcher nach Russland aufzufordern- den Gelehrten und Künstler zu erfüllen geneigt sei. Schlitte könne unbehindert im ganzen heiligen römischen Reich sich nach solchen Personen umsehen und sie nach Moskau führen. Der Kaiser stellt in diesem offenen Brief nur die Bedingung, dass sich diese Leute in der That nur nach Russland zu begeben hätten, aber nicht in die Türkei, Tartarei und in die Länder anderer Ungläubigen, um dort ihre Künste und Handwerke in Anwendung zu bringen, und in jenen Ländern Unterweisung zu ertheilen, wodurch alsdann dem deutschen Reiche, besonders aber den Unterthanen des kaiserlichen Bruders Ferdinand in Ungarn, Böhmen und Oesterreich Gefahr drohe. Durch eine gewisse Bildung und Cultur jener Ungläubigen werde den Christen grosser Nachtheil geschaffen.

Wie Schlitte den Eid leisten musste, dass die nach Russland Abziehenden in kein anderes Land sich begeben sollten, so hatte der livländische Ordensmeister Hermann von Brüggeneß, der von Karl zum kaiserlichen Commissar ernannt worden war, die deutschen Auswanderer in gleichen Eid zu nehmen. Zuletzt verlangte der Kaiser, dass die Reisenden auf ihrem Wege nach Russland nirgends behindert oder aufgehalten werden sollten.

Tags darauf, am 31. Januar 1548, nach Ertheilung des kaiserlichen Geleitsbriefes, unterzeichnete Karl ein lateinisches Schreiben an den Grossfürsten, in welchem er seine völlige Bereitwilligkeit erklärte, den Wünschen Iwans entgegenzukommen.

Diese Anordnung Karls V. theilte der Administrator des Hochmeisteramts des Deutschen Ordens in deutschen und wälschen Landen, Wolfgang, dem Ordensmeister Hermann v. Brüggeneß in einem besonderen Schreiben vom 25. April 1548 mit.

Bald darauf brach Schlitte von Augsburg auf und suchte im ganzen Lande nach solchen kunsterfahrenen und gelehrten Männern, die sich entschliessen konnten, in des Zaren Dienst zu treten. Die Zahl der Bereitwilligen war keine geringe, und mit Geld unterstützt wurden sie nach Russland abgefertigt. Joachim, Churfürst von Brandenburg, streckte zu diesem Zweck, als ein vom Kaiser erlaubtes Werk 2000 Thaler vor.

Unter Anderem liess sich auch der kurpfälzisch-veldensche Kanzler, *Dr. utriusque juris*, Johann von Roseneck, genannt Zehentherr, anwerben, der bei guter Besoldung und namhaften jährlichen Geschenken als Kanzelarius der deutschen und lateinischen

Sprache angenommen wurde und alsbald mit gehörigem Zehrungsgelde Augsburg verliess und über Lübeck nach Livland reiste. Hier sollte er sich mit dem kaiserlichen Geleitsbrief dem verordneten Commissar, d. i. dem Ordensmeister, vorstellen, den vorgeschriebenen Eid ableisten und sich dann stracks nach Russland begeben. Roseneck reiste in Begleitung seines Dieners und zweier anderer Männer, die sich auch für Moskau hatten anmelden lassen, jedoch nicht direct von Lübeck zu Wasser nach Livland, sondern durch Mecklenburg, Pommern, Polen und Preussen bald zu Wasser, bald zu Land, und langte in Goldingen an.

Hier beginnt sein Misgeschick. Der Comtur von Goldingen Christof v. Neuenhof hielt ihn an, nahm ihm den kaiserlichen Geleitsbrief ab und liess ihn nicht zum Ordensmeister passiren. Trotz der kaiserlichen Concession, trotz des vom Orden bewilligten und besiegelten Landfriedens wurde Roseneck in einer Bauernherberge untergebracht und ihm das Versprechen abgedrungen, bis auf ferneren Bescheid die Wohnung nicht zu verlassen, nirgendhin ein Wort zu schreiben und überhaupt nicht von dem Vorgange zu sprechen.

So wurde er ein Viertel Jahr gefangen gehalten, und obgleich er persönlich und durch Mittelspersonen den Comtur gebeten hatte, ihm zu gestatten, an den Deutschmeister zu schreiben, damit ihm entweder weiter zu reisen oder die Rückkehr nach Deutschland vorzunehmen vergönnt werde, so blieben seine Bitten unerhört, bis die Ordensbrüder sich zu einem Tage in Goldingen versammelt hatten.

Alle seine Hoffnung setzte er auf eine Schrift, die er in diese Versammlung schickte, da man ihn selbst persönlich nicht empfangen wollte. Eine Audienz wurde ihm rund abgeschlagen, und er aus seiner Herberge in ein altes Gewölbe des goldingenschen Schlosses abgeführt, ohne weiter verhört zu werden. Endlich im achten Monat seiner Gefangenschaft geschah es, dass Rätthe des Ordensmeisters in anderen Geschäften nach Goldingen kamen, bei denen er durch Vermittelung einiger Hofdiener Gehör fand, und seine Reise nach Russland aufgab. Johann Buckhorst, der älteste Rath mit den übrigen Rätthen und Secretären, der Comtur von Goldingen und der grösste Theil seines Hofgesindes sagten ihm, seinen Wunsch an den Ordensmeister zu bringen, mündlich zu, und nach 14 Tagen, höchstens drei Wochen, werde seine Angelegenheit Erledigung finden, er hoffentlich einen Pass zur Rückreise, vielleicht auch Reisegeld erhalten.



Aber weder Pass noch Geld langte an, und Roseneck blieb weitere acht Monate in seinem Gefängnis. Da erschien Wilhelm, Markgraf von Brandenburg und Erzbischof von Riga, in Goldingen und liess sich über verschiedene Angelegenheiten, so auch über die Rosenecksche, Bericht erstatten. Der Erzbischof empfing vom unglücklichen Gefangenen ein genaues Referat schriftlich und hatte auch eine mündliche Unterredung mit ihm, in welcher er in Gegenwart seines Kanzlers, seiner Rätthe und des goldingenschen Comturs erklärte, wie unbillig man mit ihm verführe, doch könnte er aber jetzt in der Eile nicht Rath schaffen, weil er eine Reise nach Preussen vorhätte; bei seiner Wiederkunft aber würde er die Angelegenheit bei den livländischen Ständen verhandeln und nach Möglichkeit erledigen lassen, damit Roseneck nach Deutschland zurückkehren könne.

Aber wie des Erzbischofs tröstende Worte in der Folge gewirkt, welche Bedeutung und welchen Erfolg sie beim Orden gehabt, sollte Roseneck nur allzu herbe inne werden. Er wurde strenger als zuvor in seinem Gefängnis gehalten, Niemand hatte zu ihm Zutritt und er musste in Goldingen im Ganzen 19 Monate und 12 Tage schmachten.

Am Sonntage Trinitatis 1550 wurde er fortgeführt mit der Bemerkung, dass es nun zum Ordensmeister zum Verhör gehen sollte. Man schlug jedoch den Seeweg ein und landete auf der Insel Oesel, wo er auf Schloss Sonneburg ein neues Gefängnislocal bezog, in das weder Sonnen- noch Mondenschein drang. Doch bald wurde, wie er selbst schreibt, solche unchristliche Schärfe und Härte durch Gnade und Barmherzigkeit Gottes in eine lindere Custodie gemildert, und wurde ihm vergönnt in Veranlassung des Ablebens des Ordensmeisters Brüggeneij an den neuen Ordensmeister Joh. v. der Recke, an den Kanzler und an den Secretär zu schreiben und seine entsetzliche Lage abermals zu schildern. Auf diese drei Schreiben wurde ihm nur mündliche Antwort zu Theil. Man müsse einen Secretär aus Wenden abwarten, welcher seinethalben vom Festlande abgeschickt werde und täglich zu erwarten sei. Dieser Secretär habe den Auftrag, mit ihm in Sonneburg zu verhandeln. Doch der erwartete Secretär erschien nicht; und vier volle Monate musste Roseneck in seinem neuen Gefängnis verbleiben, darinnen er Widerwärtigkeit und Beleidigung zu erdulden hatte. Endlich wurde dem Vogt zu Sonneburg vom Kanzler aus Wenden ein Schreiben zugesandt, welches den Wortlaut der

Urfehde enthielt, die Roseneck leisten sollte. Diese Urfehde, die eine sehr schwere war, wollte der arme Gefangene nicht leisten, zumal er kurz vorher vom Sonneburgschen Vogt in Erfahrung gebracht, Joh. v. d. Recke werde bald einen allendlichen Bescheid in dieser heiklen Angelegenheit ertheilen; die vorgeschlagene Urfehde war nicht vom Meister, sondern vom Kanzler abgefasst, und hierin lag der Hauptgrund, weshalb Roseneck sie nicht leistete.

Da leuchtete dem Unglücklichen abermals ein Hoffnungsstrahl. Am Tage nach Sebastiani (31. Januar) 1551 wurde nach Wolmar ein allgemeiner livländischer Landtag berufen, wo unter verschiedenen anderen Angelegenheiten auch Rosenecks Sache zur Sprache gebracht werden sollte. Dieser wurde aus dem Sonneburgischen Gefängnis vom Vogt zum Ordensmeister nach Fellin geleitet, wo damals v. der Recke seine Hofhaltung hielt. Als er aber bis etwa eine Meile vor Fellin gelangt war, wurde ihm aus der Stadt ein Hofdiener, Namens Unger, entgegengesandt, der Schreiben mit sich führte, in denen der ernste Befehl vorlag, stracks wiederum in sein voriges Gefängnis zurückzukehren. Ungehört und unbefragt musste Roseneck nach einer gefährlichen Fahrt über das Meer nach Sonneburg, wo er von nun an noch zwei Jahre gleich einem schweren Uebelthäter in Gewahrsam gehalten wurde. In dieser Zeit schrieb er an Kaiser und Kurfürsten sechs Klagebriefe, die sicherlich nicht an die Adressen bestellt worden waren, denn auf keinen erfolgte eine Antwort, und wurden auch nicht seine Bitten um Erlösung berücksichtigt. Zuletzt 1552 suchte er Heil beim Bischof von Kurland und Oesel Johann Münchhausen, der sich aus Mitleiden seiner erbarmte und aus Arensburg einen Abgesandten an den Ordensmeister sandte und für den armen Gefangenen Fürsprache thun liess. Es wurde ihm abermals der Wortlaut einer unbilligen und ungebräuchlichen Urfehde vorgelegt. So nachtheilig ihm diese auch werden musste, entschloss er sich aus Furcht vor ewigem Gefängnis diese Urfehde doch anzunehmen, die von seinen Brüdern und Freunden in Deutschland auch bestätigt werden sollte. Man warf ihm vor, dass er gegen die kaiserliche Einwilligung, Künstler und Gelehrte nach Russland zu schicken, nicht opponirt hätte. Seine in der Verzweiflung gegebene Einwilligung genügte nicht seinen Feinden und den Ordensrittern, vielmehr begehrten sie eine neue, noch schärfere und ganz unerhörte Urfehde von ihm, durch welche er wider Ehre unter Gewissen Makel seinen Brüdern, Freunden und Verwandten bereitete, wie er selbst sagte.

Er verwarf diese Urfehde, weil er durch dieselbe leicht hätte meineidig werden müssen.

Die erste Urfehde, die Roseneck und seine Brüder und Blutsverwandte thun mussten, ist folgende :

Ich, Johann Zehendherr, der Rechte Dr., bekenne und bezeuge in und mit diesem Brief für mich, meine Brüder, Erben und ganzer gemeiner Freundschaft, auch allen Denen, so nachfolgend hierunter gemelter Sachen halber zu sprechen oder sich daran anzumassen, Macht, Fug, Recht oder einige Ankunft haben oder haben möchten, dass, nachdem ich neben etlichen anderen Hansen Schlittens Mitgenossen gewesen, und uns in Russland an den Moskowiter, ihm zu dienen zu begeben, in wirklichem Fürhaben waren, auch so es in unserem Vermögen geblieben, davon nicht wollten abgestanden sein, als wir Eid und Pflicht darauf geleistet. Und aber weiland Herr Herman v. Brüggenei, damals regierender Herrmeister in Livland, aus solchen sich seinem Ritterlichen Orden, Landen und Leuten nicht weniger den ganzen Landen zu Livland, so wohl dem römischen Reich und ganzer Christenheit Unheil und Verderben besorgt, deme dann vorzukommen haben Se. Fürstl. Gnaden und die gemeinen Städte und Landstände zu Livland mich anhalten lassen dermassen, dass ich mein Vorhaben nicht vollstrecken konnte; und wiewohl solches Anhalten nicht mit der Schärfe oder beschwerlichen Weise geschehen, sondern nur eine Behemmung des beabsichtigten Vornehmens gewesen, habe ich doch Ihre Fürstlichen Durchlauchten beide seligen Gedächtnisses und auch den jetzt Regierenden, den Hochwürdigen, Grossmächtigen Fürsten, Herrn Heinrich von Galen, des ritterlichen deutschen Ordens Meister zu Livland, meinem gnädigen Herrn, durch etliche gute Herren und Freunde um Losgebung bitten lassen, welches denn auch stattgefunden; darauf ich Ihrer fürstlichen Gnaden unterthänigen Dank weiss, und habe wiederum stehend auf freien Füßen, ungezwungen und ungedrungen aus wohlbedachtem Fürwitz und weisem Bedenken, aus eigenem Willen versprochen und gelobt, fürs erste, dass ich mich des Moskowiters Dienst und darauf gethanem Eide und Pflicht gänzlich entäussern und begeben will; thue das auch gegenwärtig, und will mich nimmer in Russland oder in Moskow, oder aber deren zugehörigen Landen oder anderswohin, ausserhalb des römischen Reichs verfügen, sondern wann ich von hinnen ziehe wiederum in mein Vaterland, und bei christlichen Fürsten deutscher Nation Dienst suchen und haben, und mich dort und sonst anderswo des

Moskowiters oder seines Handels, Gewerbes und Geschäfts gänzlich entschlage. Zu dem will ich auch des Anhaltens, so der Herrmeister und seine Nachkommen, auch die Städte und Stände zu Livland, gegen mich geübt, mein oder der Meinen Lebenslang nach nun oder in künftigen Zeiten ewiglich in- oder ausserhalb Gerichts und Rechtens Sr. fürstlichen Gnaden und allen ihren Verwandten und Dienern, auch den gemeldten Städten und Ständen zu Livland, zuwider nicht beklagen, oder darauf einige Anforderung bei der höchsten geistlichen und weltlichen Obrigkeit, wie auch hohen, mittleren und niederen Standes thun, noch dass es von conjuncten Personen oder einigen Anderen gethan. Sondern so Einer oder Mehrere wären, die sich des unterwinden wollten, den oder denselben will ich nach meinem höchsten und besten Vermögen widersprechen und widerstreben. Mich auch hingegen von keiner Obrigkeit *ad effectum agendi* absolviren lassen, und renunziere hiemit auf alle Rechte, Satzungen und Gewohnheiten, ja auf alle Wohlthaten derselben und aller Rechte päpstlichen und kaiserlichen *constitutionibus*, wo und wie die immer seien, die mich aus diesem allen liberiren und entfreien möchten. Dass ich und alle die Meinen uns dero Rechte unser lebelang nicht anmassen oder gebrauchen wollen, noch gestatten, dass es von Anderen geschehe. So sich aber je etwas erheben würde, wollen wir mit allem Vermögen und bestem Fleiss hindern und wehren, auch sonst Seiner fürstl. Gnaden, ihres Ordens und ihrer Zugehörigen, auch der Städte und Stände zu Livland Ehre und Bestes wissen. Zur Vergewisserung habe ich nicht allein diese freiwillige Urfehde mit eigener Hand geschrieben, versiegelt und mit einem leiblichen Eid befestigt, sondern will auch verschaffen, dass meine nächsten Verwandten und Freunde eben dieselbe Verpflichtung auch unterschreiben und beschwören sollen. Davon ich, ehe es mir gestattet wird, aus diesem Lande zu ziehen, eine Urkunde unter meines Landesfürsten Siegel meinem gnädigen Herrn Meister zustellen will. Gegeben und geschehen zu Wenden, Dienstags nach Viti Martyris (den 20. Juni) 1553.

Nachdem die Bestätigung der oben erwähnten ersten Urfehde aus Deutschland angelangt, dem livländischen Orden überliefert worden war und Roseneck den abgedrungenen Schwur geleistet hatte, wurde seine Angelegenheit für erledigt erklärt, er aber noch nicht gleich auf freien Fuss gestellt. Von dem Tage seiner Ankunft in Goldingen gerechnet, hat er hier und in

Sonneburg im Ganzen 4 Jahre 8 Monate und einige Tage in Haft verbracht.

Während seiner langwierigen Gefangenschaft war seine Mutter gestorben und seine Erbschaft ihm grösstentheils genommen. Was er früher in Schweinfurt und Arnstein an Büchern, Kleidern, Kleinodien und anderen Sachen besessen, war durch Raub und Brand verloren gegangen und er in die grösste Armuth gerathen.

Zwei Punkte, welche wider Recht und Gebrauch des heiligen römisch-deutschen Reichs die Livländer sich unterstanden hatten aufnehmen zu lassen, wurden auf kaiserlichen Befehl aus der Urfehde getilgt. Nach des Kaisers Ferdinand eigenen Worten war diese Urfehde ganz ungebräuchlich, beschwerlich und unbillig. Daraufhin brachte Roseneck nach seiner Befreiung eine ausführliche Klage wegen seiner ungerechten Behandlung in Livland an Kaiser, Kurfürsten und Fürsten des Reichs. Auf diese Klage hin sandte Ferdinand am 8. August 1559 ein Schreiben an die Stände und Städte Livlands, indem er ihnen die erbarmungswerthen Leiden Rosenecks und dessen durch die Livländer veranlasste Armuth vorwirft, und verlangt mit dem zum Augsburger Reichstage aus Livland abgesandten Ordenscomtur von Dünaburg, Georg von Sieburg zu Wischling, der Angelegenheit wegen zu verhandeln. Sieburg jedoch erklärte, dass diese Angelegenheit nicht allein den Orden, sondern alle Stände Livlands beträfe, und dass er keinen Befehl zu Verhandlungen habe. Der Kaiser rieth nun den Livländern Aussöhnung mit Roseneck, welcher in einer der Städte, Köln, Koblenz, Mainz, Frankfurt, Worms, Speier oder Antwerpen, je nach ihrer Wahl, augetroffen werden wird. Für seine lange Gefangenschaft, Beleidigungen und zurückgegangenen Vermögenszustand sei er zu entschädigen. Wo und wann die Unterhandlungen geführt würden, sollte dem Kaiser mitgetheilt werden.

Am 30. Juli 1559 sandte Pfalzgraf Wolfgang, zwei Tage darauf sandten sämmtliche Kurfürsten, Landesherrn, Rätthe und Stände vom Reichstage, und am 10. August Herzog Christof von Württemberg an die Livländer ähnliche Schreiben, wie das kaiserliche, nur enthalten diese Fürsprachen und Bitten und keineswegs herben Tadel wegen der über Roseneck verhängten Leiden. Selbst das kaiserliche Schreiben ermangelt jedes Zuges der Strenge und des Vorwurfs. Wenn Befehle und Geleitsbriefe Kaiser Karls V. unbeachtet geblieben waren, so hatten die Livländer einen vollgiltigen Grund dazu: Als der Orden und die Stände Livlands in

Anbetracht der Gefahr für Livland und ganz Westeuropa, hervorgerufen durch Hebung der Bildung und Cultur Russlands, beim Kaiser um Aufhebung der Concession und des freien Geleits für die Auswanderer petitionirt hatten, so hielt dann auch Karl V. dieses Gesuch für «nothwendig und heilsam» und hatte seine früher ertheilte Genehmigung in einer goldenen Bulle widerrufen. Die Livländer fühlten sich in ihrem Recht und waren somit keine Majestätsbeleidiger, die gegen den Kaiser sich ungehorsam bewiesen. Trotz der Nichtaufnahme Livlands, Preussens, Schlesiens und Böhmens in die Zehnkreiseintheilung Deutschlands durch Maximilian I. hörten die Bewohner dieser Länder nicht auf, sich als Reichsangehörige zu betrachten und beschickten die Reichstage.

Die in jener Zeit, d. i. von Plettenbergs Siegen und von der Einführung der Reformation bis zum grossen livonischen Kriege, trotzigen und genussstüchtigen Livländer verfolgten nur die eigenen Interessen und hielten meistens Wünsche und wohlgemeinte Rathschläge aus dem Reich keiner Berücksichtigung werth. Was Wunders denn, wenn bald darauf in den Tagen grösster Gefahr, als der Russe im Lande wüthete, als Schwerter und Schiesswaffen in den Rüstkammern rosteten, als die Trommelfelle verfault und als keine Kriegsmänner zum Widerstande genügend vorhanden waren, das Mutterland sich der im Glück übermüthigen, im Unglück kleinmüthigen Söhne im Ostbalticum nicht ernstlich annehmen wollte.

Kaiser Ferdinand I. schrieb 1559 aus Augsburg an die Stände und Städte Livlands, dem Dr. Roseneck Ersatz für seine durch die Gefangenschaft verlorenen Güter zu geben.

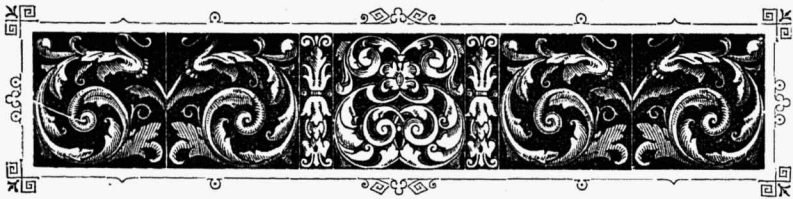
Aus einem Schreiben Rosenecks an den revalschen Rathmann Evert Rotert vom Jahre 1563 geht hervor, dass Reval in dieser Angelegenheit auch eine Rolle spielte, denn es wurde aufgefordert, sich mit dem einst Hartbedrängten auszusöhnen und Ersatz für seine Verluste zu liefern.

Der Orden und die livländischen Stände übergehen diese ganze Rosenecksche Sache mit Stillschweigen. Andere Documente als diejenigen, welche das Revaler Stadtarchiv birgt, sind meines Wissens bisher nicht aufgefunden, und ich zweifle, dass sonst wo im baltischen Lande Urkunden über diesen dunklen Gegenstand sich vorfinden. Wir sind durch die Vernichtung unserer Ordensarchive, in welchen zweifellos manche hier einschlagende Acten mögen vorhanden gewesen sein, ausser Stande, die Motive anzugeben, welche eine so

langjährige, schwere Haft des keineswegs schuld bewussten Mannes veranlasst haben. Roseneck mag die Gefahr, welche die Balten in der Stärkung der Macht Russlands erblickten, nicht erkannt haben. Doch geschützt durch die kaiserliche Einwilligung zur Reise und durch kaiserlichen Geleitsbrief, wollte er getrost seinen Weg nehmen. Als er Livlands Grenzen betrat, konnte er sicherlich nicht vermuthen, dass der Kaiser, in dessen Landen die Sonne nicht unterging, seine dem Zaren bereitwilligst gegebene Zusage widerrufen werde. Ob Roseneck, als in Livland das böse Verhängnis über ihn gekommen, die Livländer gereizt, geht aus den Acten, die zwar meist von ihm herkommen, nicht hervor. Als dann wäre vielleicht in Folge dessen sein langes Gefängnis ein Racheact gewesen.

Gotthard v. Hansen.





## Bücherschau.

Religiöse Reden. Neue Folge. Von Fred. William Robertson<sup>1</sup>.  
In deutscher Uebersetzung mit einem Vorwort von Dr. Adolf  
Harnack. Leipzig. J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 1891. 138 S.  
Preis: geheftet 2 Mark, geb. 2 M. 80 Pf.

**D**ie Robertsonschen Reden sind in unseren Provinzen nicht unbekannt geblieben und haben sich durch ihre seltenen Vorzüge manchen Freund erworben. Wer sie schon kennt und schätzt, dem brauchen wir diese eben erschienene neue Folge nicht nochmals ans Herz zu legen, denn es kann nicht fehlen, dass er auch unaufgefordert sich des Buches bemächtigen wird, von dem er weiss, dass es Schätze birgt. Doch seien Diejenigen darauf aufmerksam gemacht, welchen der Verfasser noch ein Fremder ist. Robertsons religiöse Reden sind so sehr aus innerster Erfahrung eines von der göttlichen Kraft des Christenthums durchdrungenen und veredelten Herzens geboren, von einem so weiten, vielseitigen und vornehmen Standpunkte geschrieben, so reich an psychologischer Erkenntnis, dabei in ihrer Schlichtheit so überzeugend und machtvoll, dass sie auf kein empfängliches Herz den Eindruck verfehlen können. So können wir denn dem Vorworte, das Adolf Harnack ihnen voranschickt, nur zustimmen, wenn er sagt, «dass

---

<sup>1</sup> Obige Reden weichen vielfach ab von der althergebrachten Weise, die wir bei uns zu Lande ganz besonders in Glaubenssachen gewahrt wissen möchten. Demnach können wir ihre Empfehlung gutheissen, da sie immerhin geeignet erscheinen, das so wünschenswerthe Interesse für religiöse Dinge im Allgemeinen zu beleben.

Die Red.



Robertson es verstanden hat, das Evangelium zu predigen und nicht nur über das Evangelium», dass seine Reden «nicht christliche Programme, sondern Thaten, nicht Recepte, sondern Arzneien» sind.

Kraft dieser Vorzüge wird gewiss auch die vorliegende neue Folge, welche 14 ausgewählte Reden bringt, bald Verbreitung gewinnen und sich zahlreiche Freunde erwerben, auch, wie wir hoffen, auf manchem Weihnachtstische den ihr gebührenden Platz einnehmen.

Die Verdeutschung verdanken wir derselben Uebersetzerin, welche die erste Sammlung übertragen hat. Das Deutsch ist tadellos. Wer indessen des Englischen mächtig ist, wird vielleicht noch lieber zum Original greifen, das in der bekannten Tauchnitz-Edition zu wohlfeilem Preise erhaltbar ist.

B. v. S.

Ein Winteridyll von Karl Stieler. Neunte Auflage. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1890. Kl. 8°. 47 S.

«Was ich erlebte? . . . Nichts. — Nur ein Idyll» — so beschliesst der Dichter seine anmuthigen Gesänge, die, aus echtem Dichtergemüthe geflossen, durch ihren reichen Schatz an Poesie den Leser wahrhaft erfrischen und erfreuen. Es ist wenig Handlung in dem Gedicht, keine spannende Erwartung kommender Ereignisse fesselt uns, und doch lauschen wir voller Aufmerksamkeit, denn Alles ist wirklich erlebt, tief empfunden und mit einer anspruchslosen Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit zum Ausdruck gebracht.

Gleiches Lob wie dem Inhalte möchten wir der Form spenden. Es ist sehr wohlthuend, so gefällig fließende, schöngeformte Verse zu lesen, wie die, in welchen der zu früh verstorbene Karl Stieler uns sein Winteridyll vorträgt. Diese ungekünstelte Schönheit der Sprache macht das Buch besonders zum Vorlesen geeignet. Dasselbe sei zu gemeinsamer Lectüre im Familienkreise am behaglichen Kamine unseren Lesern aufs Beste empfohlen.

B. v. S.

Ausgewählte Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag, 1891.

Heitere Erzählungen von Richard von Wilpert. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag, 1891.

Im Verlage von E. Pierson (in Dresden und Leipzig) sind vor einiger Zeit zwei Erzeugnisse aus dem Gebiete der schönen Literatur erschienen, deren Verfasser aus den baltischen Provinzen

stammen. Das ist freilich auch das einzige Gemeinsame der beiden hier zu besprechenden Bücher, welche sich im Uebrigen an formalem und geistigem Werthe weit von einander abheben. Wenden wir uns in Kürze zunächst zu dem ungleich bedeutenderen derselben.

Maurice Reinhold von Stern ist trotz seiner Jugend — er ist erst 33 Jahre alt — schon mehrfach als Dichter hervorgetreten. «Proletarierlieder», «Stimmen im Sturm», «Excelsior», «Höhenrauch», «Sonnenstaub» sind die Titel der Sammlungen, welche er in kurzem Zeitraume erscheinen liess und die dem Verfasser in der Schweiz, aber auch in Deutschland, vielfache, wenn auch zum grössten Theile bedingte Anerkennung eingebracht haben. In den «Ausgewählten Gedichten» finden wir nun diejenigen Dichtungen aus jenen Sammlungen, welche dem Dichter selbst am werthvollsten erschienen sein mögen, zu einem Bande vereinigt. Mag auch die Anerkennung für Sterns Dichtungen, welche uns in der Schweiz — der neuen Heimat des Dichters — entgegentritt, eine zu weitgehende sein<sup>1</sup> und zum Theile auf der Sympathie für die von ihm vertretene radicale Weltanschauung beruhen, so werden doch auch wir, in der Heimat Sterns, nur gerecht sein, wenn wir die grossen Vorzüge und Schönheiten seiner Gedichte bereitwillig anerkennen. Für die Lebens- und Weltauffassung Sterns wird sich freilich bei uns kaum Jemand erwärmen. Stern zeigt in seiner philosophischen Weltauffassung eine Mischung von Pantheismus und Pessimismus; so wird sich wohl der Gesamteindruck zusammenfassen lassen, wenn auch einige Gedichte (so z. B. «Erscheinung am Meere») dem zu widersprechen scheinen.

Urewig ist das Sein und Werden

Und alle Form ist nur ein Traum!

heisst es in dem formschönen Liede «Der wandernde Geist», «Gott ist die Schönheit, Gott ist die Natur», lesen wir in einem anderen, und solche Zeugnisse eines freilich nicht philosophisch consequent durchgeführten Pantheismus finden sich noch mehrere. Sterns Pessimismus, der indessen den Dichter keineswegs immer beherrscht, artet oft, wie etwa in dem stimmungsvollen Liede: «An meine Brust, du flügelahmer Vogel!» in Sentimentalität aus, und der Dichter schwelgt manchmal in der Fülle des Leides, gleichwie der von ihm im Gedichte «Montmartre» ohne Mass gefeierte Heinrich Heine. Der doctrinär-demokratische Dichter hadert natürlich mit

<sup>1</sup> So im «Hausfreund» Jahrg. 1890, Nr. 11.

den historisch gewordenen Factoren der Gegenwart, und nicht ohne Staunen lesen wir, dass M. R. v. Stern, wie er sich doch noch selbst nennt, sein «Wappen adelsmüde zu all dem andern Plunder» hinlegt. So ist denn der Dichter in der Theorie auch Kosmopolit, er liebt die ganze Welt. Aber auf diesem Gebiete bewahrheitet sich doch der alte Satz, dass alle Theorie grau sei, der Dichter bekennt selbst im «kosmopolitischen Bekenntnis», dass er in dieser Richtung inconsequent sei, und das zeigen auch seine von warmer Liebe zur baltischen Heimat sprechenden Gedichte «Der Heimat die Ehre!» «Gruss der Heimat!» «Heimatgedanken». — Aber auch da, wo man sich vom Doctrinär Stern abgestossen fühlt, fesselt der Dichter durch seine meisterhafte Handhabung der Form, seine zarte Naturbeobachtung, seine sich freilich oft in «Schwindelhöhen» verlierende Phantasie. — Alle diese grossen unbestreitbaren Vorzüge arten oft aus; man hat nicht mit Unrecht einige Gedichte Sterns mit Makartschen Gemälden verglichen und das Verschwommene an anderen getadelt. Wie aber diese Schlacken der doch noch am Beginne seiner Laufbahn stehende Dichter abzustreifen die Kraft haben wird, so hoffen wir auch, dass der Doctrinär Stern noch nicht «der Weisheit letzten Schluss» gefunden hat. Am ergreifendsten wirkt Stern, wo er ganz Mensch ist, mit Herz und warmem Gefühl, nicht von des Gedankens Blässe angekränkt. Wir hoffen, den Gedichten manchen Leser zu gewinnen, wenn wir noch den Schluss der nach Form und Inhalt gleich schönen Verse wiedergeben, mit welchen Stern die ausgewählten Gedichte seiner Mutter widmet:

Das Buch ist dein, wie all mein ehrlich Schaffen,  
 Das seine Kraft aus Mutterboden zieht!  
 Das Buch ist dein, wie meine Wehr und Waffen,  
 Wie mein geheiligt und gepanzert Lied!  
 Das Buch ist dein, wie meines Herzens Beben,  
 Wie meines Dankes ungetilgte Schuld!  
 Das Buch ist dein, ach! wie mein ganzes Leben,  
 Wie deiner Liebe himmlische Geduld!! —

Nach dem Liederbuch Sterns können die «Heiteren Erzählungen» von Richard von Wilpert sehr kurz besprochen werden. Der Verfasser scheint von dem Gedanken beherrscht zu werden, dass jedes triviale Vorkommnis des Alltagslebens Berechtigung habe, selbständiges Object dichterischer oder besser schriftstellerischer Darstellung zu sein. So sind es denn die gleichgiltigsten Menschen,

Dinge und Situationen, welche er uns vorführt, und wenn er auch recht flott seine Geschichten erzählt, so kann uns das über ihre Inhaltlosigkeit nicht hinwegtäuschen. Humor findet sich in ihnen nur wenig. Es ist eine platte Spiessbürgersphäre, der es dazu an jedem Localton fehlt (wie er etwa Stindes «Frau Buchholtzen» eigen ist), die uns in den «Heiteren Erzählungen» entgegentritt. Diese können kaum mehr als den Werth von Eisenbahnlectüre beanspruchen. A. S.

Zur Besprechung ist der Redaction von der Buchhandlung A. Stieda in Riga ein Rigascher Hausfrauenkalender zugeschickt worden, dessen praktische Anordnung auf den ersten Blick ersichtlich ist, ferner ein allerliebste ausgestatteter kleiner Taschenkalender. Von der Buchhandlung Puhze in Libau erhielt die Redaction zu gleichem Zweck eine Broschüre unter dem Titel «30 ausgewählte Schachpartien von Carl Kupffer».

Unser vorliegendes Heft bringt als Beilage einen Aufruf des «Vereins der Bücherfreunde». Dieser neugegründete Verein verfolgt den sympathischen Zweck, seinen Mitgliedern nur wirklich gute Lectüre für billiges Entgelt zu vermitteln. Der Mitgliedsbeitrag erscheint gegenüber den dafür gebotenen Vortheilen sehr mässig. Wir wünschen dem jungen Verein den besten Erfolg.

Ausser dem erwähnten Aufruf des «Vereins der Bücherfreunde» finden unsere Leser in diesem Heft literarische Beilagen der Verlagshandlungen von Hirt & Sohn in Leipzig und C. Ed. Müller in Bremen. Dieselben dürften geeignet sein, manche Frage nach einem passenden Festgeschenk in befriedigender Weise zu lösen.



**Verzeichnis**  
**literarischer Neuigkeiten.**  
(Buchhändlerische Mittheilung.)

SRbl.

Albrecht, Dr. H., Die Wohnungsnoth in den Grossstädten und die Mittel zu ihrer Abhilfe . . . . .	3.60
Arnold, Hans, Einst im Mai und andere Novellen . . . . .	2.40
Auskunftsbuch zum Gebrauch im öffentlichen Leben und Verkehr; allerlei Informationen über Münzen, Maasse, Gewichte, Versicherungen Production und Consum auf der Erde &c. &c. . . . .	—45
Baumbach, Rudolf, Thüringer Lieder . . . . .	2.10
Behr, H. F., Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika	3.60
Bessler, Emil, Aniligka. Eine poetische Erzählung. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Otto Banisch . . . . .	1.65
Braddon, M. E., Wer war der Mörder? Roman in 2 Bdn. Autor. Uebersetzung aus dem Englischen von H. Mordaunt . . . . .	4.50
Cottascher Musenalmanach 1892. Herausgegeben von Otto Braun. Mit sechs Kunstbeilagen . . . . .	3.60
Crawford, F. Marion, Marzio's Crucifix. Novelle. Autor. Uebersetzung aus dem Englischen von Th. Höpfner . . . . .	—96
Damian, Pater. Der Held von Molokai . . . . .	—48
Eckstein, Dombrowski. Roman. 2 Bde. . . . .	6.—
Eye, Dr. A., Die neue Weltanschauung. Heft 1. Verwirklichung der frohen Botschaft . . . . .	—36
Fleischmann, Julius, Adressbuch des Welthandels. Die Importeure der überseeischen Haupthandelsplätze und die europ. Export-Firmen. Bd. I. Afrika, Central- und Süd-Amerika, Mexico, West-Indien, Asien, Australien. Die europäischen Export-Firmen . . . . .	5.50
Fontane, Theodor, Gedichte . . . . .	2.75
Fraknoi, Dr. Wm., Matthias Corvinus, König von Ungarn 1458—1490. Auf Grund archivalischer Forschungen . . . . .	3.85
Fries, N., Nach Gottes Rath. Zwei Erzählungen . . . . .	—72
Fröbel, Julius, Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen, Bekenntnisse. 2. Bd. . . . .	7.20
Gallwitz, H., Das Problem der Ethik in der Gegenwart. Ein Beitrag zur Lösung desselben . . . . .	3.—
Hausfrauenkalender, Rigascher, für das Schaltjahr 1892 . . . . .	—60

Heiberg, Hermann, Todstünden. Roman . . . . .	3.45
Heine, H., Buch der Lieder. Neue revidirte Textausgabe mit 200 Illustrationen von Fr. Stahl . . . . .	2.40
Henke, Wm., Vorträge über Plastik, Mimik und Drama mit 40 Bildern im Text . . . . .	3.36
Herzsohn, Paul, Schlehdorn und Rosen . . . . .	3.—
Hevesi, Lud., Regenbogen. Sieben heitere Geschichten . . . . .	1.80
Heydebrand und der Lasa, Leopold von, Die hohe Schule mit besonderer Rücksicht auf ihren Betrieb in der k. k. Hofreitschule in Wien . . . . .	3.—
Hübbe-Schleiden, Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit . . . . .	1.—
Hüdenstam, W. von, Endymion. Aus dem Schwedischen . . . . .	1.35
Jensen, Wm., In Zwing und Bann. Roman. 2 Bde. . . . .	6.—
Ingraham, Prof. J. H., Die Feuersäule oder Israel in Knechtschaft . . . . .	2.16
King, Mrs. Rob. Moss, Die Frau eines Civilbeamten in Indien. Ein Tagebuch 1877—1882 . . . . .	3.60
Kleinschmidt, Alb., Unter dem Sachsenbanner. Vier Erzählungen aus den Tagen der Sachsenkaiser . . . . .	2.40
Knortz, Karl, Eine Weltanschauung in Citaten . . . . .	1.65
Korolenko, Wladimir, Der blinde Musiker. Eine novellistische Studie. Aus dem Russischen übersetzt von Hugo Rasel . . . . .	—83
Kulke, Zur Entwicklungsgeschichte der Meinungen . . . . .	1.20
Lang, Paul, Neue Erzählungen . . . . .	2.20
Levetzow, C. von, Von Weg und Steg. Erzählungen. Autor. Uebersetzung aus dem Dänischen von L. Fehr . . . . .	1.—
Lorbeer, H., Missionar. Der Held von Ghazipur. Nach dem Englischen von J. Burg . . . . .	1.08
List, Guido, Deutsch-mythologische Landschaftsbilder . . . . .	2.48
Lust, Leid und Liebe. Eine altindische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung. Ein Beitrag zum Darwinismus . . . . .	1.65
Lütt, Isa von, Die elegante Hausfrau. Mittheilungen für junge Hauswesen	3.—
Maspero, Gaston, Aegypten und Assyrien. Geschichtliche Erzählung für Schule und Haus. Aus dem Französischen übertragen von D. Birnbaum . . . . .	3.—
Meyer, Victor, Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter u. Skizzen	2.40
Münkel, K. K. Dr., Karl Joh. Ph. Spitta. Ein Lebensbild. Neu herausg. von Dr. O. Meyer . . . . .	1.80
Ohorn, Dr. Anton, Der Bürgermeister von Lübeck. Geschichtl. Erzählung	3.60
Pederzani-Weber, Das rothe Kreuz. Eine Erzählung für Deutschlands Frauen, Volk und Heer. Nach hinten lassenen Aufzeichnungen einer Dame . . . . .	1.20
Pfizer, G., Anti-Seuffert oder der Geist des Rechts und der Buchstabe des Gesetzes . . . . .	4.13
Renatus, Joh., Der Graf von Wertheim. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus der Reformationszeit . . . . .	3.60
Lebensskizzen aus ernsten und heiteren Tagen. 2 Bde. . . . .	1.80
Riehl, W. H., Culturgeschichtliche Charakterköpfe. Aus der Erinnerung gezeichnet . . . . .	3.30

Rodenberg, Julius, Klostermanns Glück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben . . .	1.80
Rosegger, P. K., Hoch vom Dachstein. Geschichten und Schildereien aus Steiermark . . . . .	2.40
Rösner, A., Gedanken über Sein und Werden . . . . .	1.20
Rothenburg, Adelheid von, Ferencand getrü. Eine Erzählung aus dem Volk für das Volk, als letzte Gabe . . . . .	1.35
Schack, Graf Ad. Fr. von, Weltmorgen. Ein Gedicht . . . . .	2.20
Scheffel, Joseph Victor von, Aus Heimath und Fremde. Lieder u. Gedichte	2.40
Schrill, Ernst, Aus Russlands Steppen. Christliche Erzählungen . . .	1.93
Shakespeare, W., Ein Sommernachtstraum. Uebers. von A. W. von Schlegel. Illustr. Pracht-Ausgabe. Mit 12 Heliogravüren nach Originalen von Prof. Ed. Kanoldt und W. Volz . . . . .	12.—
Simroth, Dr. H., Die Entstehung der Landthiere. Ein biologischer Versuch. Mit 254 Figuren im Text . . . . .	9.60
Steinitz, Heinr., Rudolf Virchow. Ein Lebensbild . . . . .	—33
Steinthal, Dr. W., Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Römern und Griechen. Mit besonderer Rücksicht auf die Logik. 2 Thle. . .	9.60
Stimmers, Tobias, Comedia mit 18 Federzeichnungen desselben, zum ersten Male herausgegeben von Oeri . . . . .	2.40
Swan, Anni, Aldersyde. Eine Grenzgeschichte aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Autor. Uebersetzung von El. Eckert. . .	2.28
Tolstoi, Graf Leo, Jemeljan. Deutsch von Aug. Scholz . . . . .	—60
Universum, das Neue. Die interessantesten Erfindungen u. Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für Haus u. Familie. 12. Jahrg.	4.05
Walther, Lina, Die Frau Marquise . . . . .	1.80
Weigand, Dr. G., Vlache-Menglen. Eine ethnograph.-philol. Untersuchung	1.98
Werner, E., Der Egoist. Roman . . . . .	3.—
Wildermuth, Ottilie, Gesammelte Werke complet in ca. 75 Lieferungen Lief. 1. . . . .	—24
Wolff, Julius, Renata. Eine Dichtung . . . . .	3.60
Wustmann, G., Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Hässlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen .	1.20

## C o r r i g e n d a.

pag. 679 Zeile 19 von oben lies «dichten Nebel» statt «lichten Nebel».  
 » » » 35 » » » «blinken» statt «blicken».



Herausgeber: R. Weiss.

Für die Redaction verantwortlich:  
N. Carlberg.

---

 Дозволено цензурою. — Ревель, 30-го Ноября 1891.
 

---

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

# **Verlag von Franz Kluge in Reval.**

Soeben erschien:

## **Gedichte**

von

### **Christoph Mickwitz.**

XI. und 343 Seiten 8.

Geheftet 2 Rbl., elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Rbl.

Die Gedichte von Christoph Mickwitz bilden ein Ereigniss in unserer heimathlichen, baltischen Litteratur. Noch nie hat ein baltischer Dichter Form und Inhalt mit gleicher Meisterschaft beherrscht, wie es in dieser Gedichtsammlung geschieht, welche berufen ist, über die Grenzen unserer engeren Heimath hinaus berechtigtes Aufsehen zu erregen. Kein Freund echter Poesie sollte es versäumen, sich mit dieser hervorragenden Erscheinung bekannt zu machen.

Das elegant ausgestattete Buch eignet sich vorzüglich zum Festgeschenk.

---

## **Habe deine Lust an dem Herrn.**

**Andachten für Kinder auf alle Tage im Jahre.**

372 Seiten gr. 8. Geheftet 1 Rbl. 20 Kop.,  
geb. in Halblwd. 1 Rbl. 45 Kop.

Aus langjähriger Praxis und in stetem Verkehr mit der Jugend sind diese tief empfundenen und schlicht vorgetragenen kurzen Andachten hervorgegangen, welche sich dem Verständniss des Kindes auf das glücklichste anpassen. Die hervorragenden Eigenschaften des Buches sind seitens kompetenter Beurtheiler des In- und Auslandes, welchen es im Manuscript vorgelegen hat, auf das Rühmendste anerkannt worden. Wir sind überzeugt, dass das Buch dem so vielfach empfundenen Mangel eines wirklich gediegenen Andachtsbuches für Kinder auf das wirksamste abzuhelpen im Stande ist.



# Werke von Erwin Bauer.

## Naturalismus — Nihilismus — Idealismus in der russischen Dichtung.

Literarhistorische und kritische Streifzüge. Mit neun Porträts.

Inhalt: Vorwort. — Deutschland und die russische Literatur. — Die «natürliche Schule» und die «Literatur der Anklage». — Der Demokrat von Jassnaja Poljana. — Feodor Dostojewski und die jungrossischen Naturalisten. — Iwan Ssergejewitsch Aksakow. — Feth-Alexei-Tolstoi-Maikow. — Der Vater der russischen Komödie. — Zeitungen und Zeitschriften in Russland. — Schlusswort.

352 Seiten 8°. Preis geheftet Mk. 4,50, in Halbfranz geb. Mk. 6.—

## Der Sohn des Commerzienraths.

Schauspiel in 5 Acten. 86 Seiten 8°. Preis Mk. 1.80.

Verlag von Hans Lüstenöder in Berlin W.

## Verlag von Ad. Nuffer in Dresden.

### N. Fries,

Hauptpastor in heiligenstedten.

- Bilderbuch zum heil. Vater-unsrer. Neun Erzählungen. 11. Aufl. brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—
- Unser Herrgotts Handlanger. Geschichte von den kleinen Leuten im Himmelreich. 8. Aufl. brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—
- Die Frau des Ulanen. Eine kleine Erzählung aus der großen Gegenwart. 5. Aufl. M. 1.20.
- Gelegöschchen. Eine Geschichte zum vierten Gebot. 5. Aufl. M. 1.20.
- Harte Zucht. Eine Geschichte zum vierten Gebot. 4. Aufl. M. 1.—
- Gottes Stadt und ihre Brunnlein 2 Teile. 2. Aufl. M. 3.60.
- Das Haus auf Sand gebaut. Eine Geschichte zum ersten Gebot. 5. Aufl. M. 1.50.
- Wege des Herrn. 3 Bdchn. 3. Aufl. à 80 Pf.
- Erstes Bändchen: Die Dorfmusikanten.  
Zweites Bändchen: Siehe der Hüter Israels schläft und schlummert nicht.  
Drittes Bändchen: Verloren und wiedergefunden.
- Meister Spaz und die Seinen. 50 Pf.
- Kinder der Armut. Ein Zeitbild aus dem Gebiet der inneren Mission. M. 2.—
- Aus unseren jungen Tagen. Mit Illustrationen von A. Reinke. M. 2.—, geb. M. 2.80.
- Allerlei Lichter. 6 Hefte à 60 Pf.
- Die Auswanderer. Eine Erzählung. M. 2.40.
- Aus der Zerstreuung gesammelt. 12 Bändchen. à 80 Pf.
- St. Laurentii Altartuch. Eine historische Erzählung. M. 1.50, geb. M. 2.20.
- Die Priorissa. Ein edles Frauenbild aus dem Klosterleben des 15. Jahrhunderts. brosch. M. 2.—, geb. M. 2.80.
- Morgen Segen aus Gottes Wort. Zur täglichen Erbauung der Häuser und Herzen. 3. Aufl. M. 3.60, geb. M. 4.50.
- Abend Segen aus Gottes Wort. Zur täglichen Erbauung der Häuser und Herzen. M. 3.60, geb. M. 4.50.
- Das Büchlein von der Geduld der Kinder Gottes. M. 1.20, geb. M. 2.—
- Wort vom Kreuz. Predigten. brosch. M. 1.80, geb. M. 2.70.
- Weihnachtsbüchlein. 2. Aufl. kart. M. 1.—
- Weihnachtsgruß. Mit Illustr. M. 1.50.
- Onkel Jakob. Eine Geschichte zur heil. Weihnacht. brosch. M. 1.—, geb. M. 1.80.
- Nach Gottes Rat. Zwei Erzählungen.
- Wie Rätche Diakonisse wird. Ein Bermächtnis. M. 1.20.

# Verlag von K. Schmidt in Anklam.

## Vorzüglihe Geschenklitteratur.

Elias und das Geheimnis seiner Macht von P. f. B. Meyer. Brosch. M. 2.40, geb. M. 3.—, mit Goldschnitt M. 4.—, auf gew. Papier M. 2.— und M. 2.50. Ganz vorzüglich, sehr empfehlenswert.

Evangelischer Abreiß-Kalender für 1892 mit täglichen Lösungen. Preis 50 Pf. Queech, ein amerikanisches Farmleben von E. Wetherell, Verf. von „Die weite, weite Welt“. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.50. Das Lieblingsbuch aller jungen Damen. Meisterhaft.

Drei Märtyrer des 19. Jahrhunderts. Studien aus dem Leben eines Livingstone, Gordon und Bischof Pattejon von Rundle Charles, Verf. der Chronik der Familie Schönberg-Cotta. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—. Ein vorzügliches Geschenk für erwachsene Knaben zur Charakterbildung.

Bilder des Lebens. Von Rundle Charles, Verf. der Chronik der Familie Schönberg-Cotta. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—. Meisterhaft.

Gegen den Strom. Von Rundle Charles. Verf. der Chronik der Familie Schönberg-Cotta. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Prächtiges Stillleben.

### Werke von D. Alcock.

Verfasserin von „Die spanischen Brüder“.

Die spanischen Brüder. Aus dem Englischen überetzt von Luise Gräfin von Kanitz; beantwortet von D. Emil Frommel. 5. Aufl. 1889. Brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—, Prachtb. M. 5.—, Billige Ausgabe. M. 1.80, geb. M. 2.50.

Unter dem Kreuz des Südens. Preis brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—, Goldschn. M. 5.—, bill. Ausgabe brosch. M. 1.80, geb. M. 2.50.

Im Dienst des Königs. Kreuz und Krone. Brosch. M. 3, geb. M. 4, Goldschn. M. 5.

Ohne Kreuz keine Krone. Uebersetzt von Luise Gräfin von Kanitz. Preis brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—, Goldschnitt M. 5.—.

Welkleben und Gottesleben. M. 5.—, geb. M. 6.—, Goldschnitt M. 7.—.

Aus der Zeit von John Knox. Preis brosch. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—, Prachtband M. 7.—.

Geneviève, oder die Kinder von Port-Royal. Preis M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—, Prachtb. M. 6.—. Ausgabe auf gewöhnlichem Papier M. 2.— brosch., geb. M. 2.50.

Denksteine aus älterer und neuerer Zeit. Preis M. 3.60, eleg. geb. M. 4.60, Prachtband M. 5.60.

Die Schüler der ewigen Stadt. Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

### Werke von Th. von Rothschütz.

„Unsehbar“. Brosch. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.50, mit Goldschnitt M. 4.—.

In der Verbannung. Brosch. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.50, Goldschnitt M. 4.—.

„Mein Glaubuch“. Brosch. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—, mit Goldschnitt M. 3.50.

Alpenweilchen. Karton. M. 1.—, eleg. geb. M. 1.20.

Kleine Erzählungen von Th. von Rothschütz: Das Testament. In Kalko geb. M. 1.20, kart. 75 Pf. — Ich will. Kart. 40 Pf. — Zwei Sommernächte und ein Wintertag. Kart. 40 Pf.

Jedes Heft kart. à 20 Pf.

Gabriels Heirat. — Die Wunderblume. — Durch Nacht zum Licht. — Führe uns nicht in Versuchung! Gerettet. — Die Witwe von Sarepta. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. — Allerlei aus dem Leben. 3 Hefte. — In Kriegsgefangenschaft. — Der Rat des Paten. Ostergloden. — Mit 80 Jahren. — Der Steuermann der Claudia.

Perlen. Erzählungen für Jung und Alt, 5 Pf.; 10 Perlen gebunden für 80 Pf. Vortrefflich.

Zwischen Elbe und Weichsel. Historischer Roman von E. v. fernheim. Preis brosch. M. 2.50, fein geb. M. 3.50, Goldschnitt M. 4.—.

Pomponia, oder: Das Evangelium am Hofe des Kaisers. 2. Aufl. Eleg. geb. M. 3.—.

Von Geschichte zu Geschlecht. Von Lady Augusta Noel. Brosch. M. 2.60, geb. M. 3.50, Prachtband M. 4.—. Ganz vorzüglich; Kampf und Sieg. Von Lady Pomfomby, überetzt von A. Hohenau. Brosch. M. 2.—. eleg. geb. M. 2.80. Vortreffliche Charakterzeichnungen.

In Flur und Wald. Von der Gräfin de Gasparin. Brosch. M. 2.—, eleg. geb. M. 2.80, Prachtb. M. 3.50. Meisterh. Sprache u. Darstellung.

Einer von Sieben. Von der Gräfin de Gasparin. Brosch. 50 Pf. Ein klassisches Büchlein.

Deutsche Hausbibliothek: Pastorochterleins Jersfahrten, von W. Christlieb, 60 Pf., geb. M. 1.—. Der Bruder des Leutnants, von W. Christlieb, 75 Pf., geb. M. 1.20. Die Nachbarkhäuser, von E. von Manteuffel, M. 1.20, geb. M. 1.60. Ein wahrer Schatz für jede Familie.

Bunte Falter. Gedichte von Alma Thiele. Preis brosch. M. 1.50, eleg. geb. m. Goldschn. M. 2.50.

Sieben geistliche Lieder mit Klavierbegleitung, 75 Pf., u. Hofanna, Christliches Liederbuch, 40 Pf., von P. H. Bechey. Vortrefflich.

## Verlag von A. Schmidt in Anklam.

### Vorzüglihe Geschenklitteratur.

Der christliche Hausjahrg. Tägliche Andachten mit Gebeten u. Liedern. Vom Verfasser der „Liturgie“ und „Trostbuch für Trauernde, Kranke und Arme“. geb. M. 3 —, in Kaliko M. 4. —, mit Goldschnitt M. 4.50, 5.50 und 6.50. Selten schön.

Eben-Ezer. Predigten über die Evangelien von D. E. Meinhold. M. 3.60, geb. M. 4. —, Halbfz. geb. M. 4.50. Einfache, aber gewalt. Sprache.

Thomas a Kempis. Die Nachfolge Christi in neuester Bearbeitung von J. C. A. Schmidt. Preis geb. M. 1. —, mit Goldkreuz M. 1.10, Goldschnitt M. 1.20 und 1.30, Prachtband M. 1.60 und M. 1.80. Wird für die beste Ausgabe gehalten.

Verloren und gerettet. Von P. Wilh. Fürer in Steffin. Preis brosch. 40 Pf., geb. 50 Pf.

Christliches Vergißmeinnicht. Elegant geb. 90 Pf., mit Goldschn. M. 1. und M. 1.20.

Luthers Schatzkästlein auf alle Tage im Jahre. Geb. M. 1.75.

Ehre sei Gott in der Höhe. 20 Festpredigten von P. Dr. E. Hückstädt. Brosch. M. 1.60, geb. M. 2. —, Prachtige Sprache.

Die Gotteskindschaft von P. Dr. E. Hückstädt. M. 2.60, geb. M. 3.50, Prachtband M. 4. —. Eines der schönsten Bücher, die je geschrieben.

Soeben erschien:

## Dr. med. H. Klencke, Das Weib als Gattin.

### Lehrbuch

über die physischen, seelischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Eheleben zur Begründung der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer selbst und ihrer Familie. Eine Körper- und Seelendiätetik des Weibes in der Liebe und Ehe.

### Elfte neu durchgesehene Auflage.

Preis eleg. geb. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Dieses in seiner Art einzig dastehende Buch behandelt das Leben in der Ehe mit wohlstandiger Offenheit und Schicklichkeit und giebt über Vieles Aufschluß, was für Männer, Frauen und Jungfrauen von größter Wichtigkeit ist.

Der bisherige Absatz von 10 starken Auflagen mag für die Gediegenheit des Werkes sprechen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.  
Leipzig. Ed. Kummer.

Verlag von Gebr. Borntraeger in Berlin.

## Victor Hehn,

Italien.

Ansichten und Streiflichter. Vierte Aufl. 1892. Mit einer **Biographie Hehn's.** geb. 7 M.

Gedanken über Goethe.

Zweite Aufl. 1888. brosch. 7 M.

❧ Gediogene Werke ❧  
aus dem Rieger'schen Verlag in Stuttgart.

---

**Neue illustrierte Prachtausgabe!**  
Der sinnreiche Junker

# Don Quixote

von  
**La Mancha.**

Von Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit dem Leben des Verfassers nach Viardot, und einer Einleitung von Heinrich Heine.

Mit 102 ganzseitigen Illustrationen nach Johannot, gezeichnet von C. Gffleringer.

Zwei stattliche Bände in klein Quart.

Preis in 2 hoheleganten Leinenbänden 13 Mark.

## Tausend und eine Nacht.

**Neue illustrierte Pracht-Ausgabe.**

Vier Bände Quartformat von je 400 Seiten, mit 718 Illustrationen.

Preis in vier Prachtbänden gebunden 20 Mark.

Kein Kinderbuch, sondern die von Dr. G. Weil, Professor der orient. Sprachen in Heidelberg, besorgte, unverkürzte Uebersetzung des arabischen Originals, bildet diese Sammlung eine überaus anziehende Spiegelung orientalischer Poesie und Phantasie und ist, zugleich ein Stück Weltliteratur, geeignet, ihrer prächtigen Ausstattung wegen ein Schmuck jeder Bibliothek und ein werthvolles Geschenk für Erwachsene zu sein.

**Adolf Stern:**

## Geschichte der Weltliteratur

in übersichtlicher Darstellung

Preis in Pracht-Halbfranzband 14 Mark.

Eine Darstellung der Gesamtentwicklung der poetischen Weltliteratur, soweit dieselbe in den Gesichtskreis und das Interesse der allgemeinen Bildung fällt; ein gediegenes Nachschlagebuch für die Handbibliothek und zugleich ein werthvolles Geschenkwerk.

## Klein Onkel Benjamin von Claude Lillier.

Deutsch bearbeitet von Ludwig Pfau. Dritte, durchgesehene Auflage, 1890. Eleganter Geschenksband 3 M. 60 Pf. Freunden einer geistreich-heitern Lectüre kann dieses Buch nicht genug empfohlen werden; seine meisterhafte Uebersetzung in's Deutsche in all' seinem sprudelnden Uebermuth ist allein schon ein Kunstwerk.

## Weber's Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

12 Bände. Gebunden 11 M., 12 M. 50 Pf. u. 14 M.

Bedeutend im Preise ermäßigt!

Namen- und Sachregister dazu, gebunden 3 Mark.

## Heinrich Heine, sein Lebensgang und seine Schriften,

dargestellt von Robert Prölsch.

Mit interessanten Illustrationen, Porträts und Autograph. 400 Seiten Octav. Elegante Ausstattung. Prachtband 5 M. 60 Pf.

**Aldersjyde.** Eine Geschichte aus der 1. Hälfte unseres Jahrhunderts. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von E. Eckert. 15 1/2 Bogen. 1892. 2.80 M., eleg. geb. 3.60 M.

Die Erzählung gehört zu den besten, die aus England zu uns gekommen; im Sinne eines gesunden praktischen Christentums geschrieben, verbindet sie mit gewandter Komposition fesselnde Darstellung und gewandte Sprache. Ein schönes Geschenk für Damen von bleibendem Wert!

**Der Held von Ghazipur.** Nach dem Englischen des Missionars H. Beer von J. Burg. Mit 25 meist Orig.-Illustr. 1.60 M., eleg. geb. 1.85 M.

Alle Missionsfreunde, Geistliche wie Laien, werden sich für diese höchst anziehend geschriebene Darstellung von dem Leben und Wirken G. W. Ziemanns, des Begründers der „Deutschen Mission in Ghazipur“ am Ganges lebhaft interessieren, der unter den Christen Vorderindiens rühmlichst bekannt ist als ein Held unter den Missionaren.

**Renatus, J., Der Graf von Wertheim.** Ein Lebens- und Geschichtsbild aus der Reformationszeit. 31 Bogen. 1892. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Nur wenigen ist wie Renatus die Gabe verliehen, in edler und doch volkstümlicher Form so frisch und fesselnd zu erzählen, daß man sich nur schwer von seinen Büchern trennt. Auch diese neueste Erzählung ist in hervorragender Weise ausgezeichnet durch alle die Vorzüge, welche Renatus so schnell einen großen Freundeskreis gewinnen halfen.

**Geistliches und Weltliches zu einer volkstümlichen Auslegung des kl. Katechismus.** Von A. S. Caspari. 15. mit Portrait u. Biographie des Verfassers von Prof. D. W. Caspari vermehrte Aufl. 27 Bogen. 1892. 1,60 M., eleg. geb. 2,10 M.

**Oettingen, A. v., Goethes Faust.** 1. und 2. Teil. Text und Erläuterung in Vorlesungen. 2 Teile. 6 M., eleg. geb. 7.80 M.

Die erläuternden Einleitungen sind so klar, lichtvoll, einheitlich, daß sie das Verständnis und die Liebe zur Dichtung fördern müssen. Was sie aber ganz besonders auszeichnet, das ist eine genaue Kenntnis des ganzen Goethe, wie sie selten zu finden. (St. Pet. Bzg.)

**Frank, Geh. Rat, Prof. D. System der christl. Gewißheit.** 2. verb. Aufl. 2 Bde. -16 M., eleg. geb. 19 M.

— — **System der christl. Wahrheit.** 2. verb. Aufl. 2 Bde. 16 M., eleg. geb. 19 M.

— — **System der christl. Sittlichkeit.** 2 Bde. 15 M., eleg. geb. 18 M.

— — **Dogmatische Studien.** 1892. 9 Bogen. 2 M.

**Thomasius, Prof. D. G., Christi Person und Werk.** Darstellung der ev.-luther. Dogmatik zc. 3. Aufl., bearb. von Pf Lic. Winter. 2 Bde. 18 M., eleg. geb. 21 M.

— — **Dogmengeschichte.** 2. Aufl. Herausgegeben u. gänzlich umgearbeitet von Prof. Bonwetsch u. Seeberg. 2 Bde. in 3 Teilen 22 M., eleg. geb. 26 M.

Die Vorzüge des Werkes sind nicht nur allseitig anerkannt (musterhafte Darstellung, ausgezeichnete Kenntnisse, lebendiges Verständnis für religiöse Probleme: Prof. Harnack), sondern es steht auch einzigartig da, denn, abgesehen von Harnacks Dogmengeschichte, tragen die übrigen einschlagenden Werke neuerer Zeit Kompendiencharakter.

**Harnack, Prof. D. Th., Katechetik und Erklärung des kleinen Katechismus Luthers.** 2 Bde. 8 M.

**Neue kirchliche Zeitschrift** in Verbindung mit Geh. Rat Prof. D. Frant u. Oberkons.-Rat D. v. Buchrucker zc. herg. v. Prof. G. Holzhauser. I. u. II. Jahrg. eleg. geb. à 11.50 M.

**A. Reichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (G. Böhme)**  
**Leipzig.**

# Zu Weihnachten

empfehle:

---

**Mengden, Freiherr Alex. von, Gedichte.**

Elegant geb. mit Goldschnitt 2 Rbl. 75 Kop.

---

**Maass, Wilhelm, Erziehungsweiseit.**

Geb. 1 Rbl. 50 Kop.

**Alexander Stieda's Verlag,  
Biba.**

# Conto-Bücher

in den gangbarsten Formaten, Liniaturen und  
**dauerhaften** Einbänden,

Copirbücher, weiss u. gelb,  
Soennecken's Briefordner,  
Shannon's Registratore,  
Shannon's Sammelmappen,  
Falzmappen,  
Copirpressen,  
Reise-Copirpressen, sowie sämtliche  
Copirutensilien,  
Checkbücher,  
Talon-Quittungsbücher,  
Anweisungen u. Quittungen,  
Blocnotes u. Memorandums,  
Conto-Correntpapier,  
Agendas, deutsch u. russisch,  
Abreisskalender, deutsch u. russisch,  
Tafelkalender, deutsch u. russisch.

## Briefpapier u. Couverts

mit und ohne Firmendruck,  
sowie jegliche Art

## kaufmännischer Druckarbeiten

in litho- und typographischer Ausführung,  
als auch

## Contobücher etc. etc.

S c h e m a t a

werden in kürzester Zeit geliefert und billigst  
berechnet.

# HERM. DANZIGER,

Schreib- und Zeichnen-Materialien-Handlung, Conto-  
bücher-Fabrik und Liniiranstalt,

Sünderstrasse 4. **RIGA.** Sünderstrasse 4.

In meinem Verlage ist erschienen:

RIGAER

# HAUSFRAUEN-KALENDER

1892.

Preis 60 Kop.

Mit Uebersendung 80 Kop.

Alexander Stieda's Buchhandlung,  
Riga.

## P. van Dyk's Nachfolger,

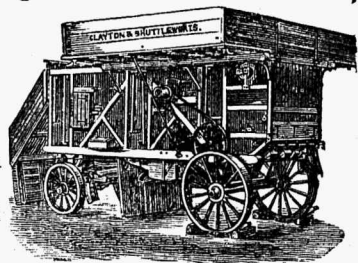
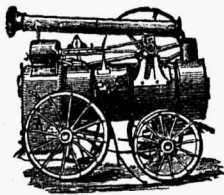
RIGA, gr. Sandstr. №. 20, RIGA,

Lager landwirthschaftlicher u. gewerblicher Maschinen,  
sowie künstlicher Düngstoffe.

Locomobilen und

**Dampf-  
Drescher**

aus der berühmten  
Fabrik von  
Clayton & Shuttleworth  
in Lincoln.



Ferner:

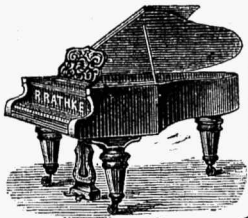
Mäh- und Patent-Säemaschinen, Pferderechen, Häcksel-  
maschinen, Molkerei-Maschinen,  
wie **Lefeldt & Lentache** auf der Bremer Ausstellung mit dem  
höchsten Preise prämierte

**Hand- und Kraft-Centrifugen.**

Trieure, Getreide-Reiniger, Eggen, Pflüge etc.

Decimal- und Viehwaagen, Mineral-Maschinen-Oele,  
Asbestplatten u. Asbestpackung, Talkumpackung etc.





Die renommirte

# Pianoforte - Fabrik,

gegründet 1868,



# R. Rathke,

**Dorpat — St. Petersburg,**

Newskij 16, Ecke Gr. Morskaja,

empfiehlt

## Flügel und Pianinos

eigenen Fabrikats nach amerikanischen und anderen Systemen, als: **Steinway, Bechstein** etc. etc., vom **Cabinet-Flügel** zu **500 Rbl.** (2 Arschin 9 Wersch.) bis zum **grössten Concertflügel** zu **1500 Rbl.** (3 Arschin 11 Wersch.), **Pianinos** von **400 Rbl.** (1 Arschin 13 Wersch.) bis **550 Rbl.** (2 Arschin 6 1/2 Wersch.) ab Fabrik Dorpat, für deren Dauerhaftigkeit garantirt wird. **Im eigenen Magazin in St. Petersburg,** Newskij 16, stehen zu mässigen Preisen, zum Verkauf Instrumente eigenen Fabrikats und eine reiche Auswahl von Flügeln, Pianinos und Physharmoniums der bekanntesten ausländischen Fabriken, wie Zeitter & Winkelmann, Construction Steinway in New-York, Legato-System, Patent Kaiser, wie auch Bechstein, Blüthner, Rönisch, Westermayer, Schilling etc.

## Anerkennende Urtheile:

von Nicolai Rubinstein, Sophie Menter, Alfred Grünfeld, Ludwig Pabst, Marie Benoit, Rudolph Niemann, Friedr. Brenner, Ernst Knorre etc. etc.

## Vertretungen und Niederlagen:

in Moskau bei Gutheil, J. F. Müller, Hrubesch & Zimmermann, in Riga bei C. Loewicke, in Reval bei Alex. Elfenbein, in Kasan bei Künstler, in Kiew bei Kuhe, in Jekaterinoslaw bei Neumann, in Jekaterinenburg bei Ketterer, in Rostow a. D. bei Neumann.

Verkauf unter bequemen Bedingungen.

Auswärtige Bestellungen werden prompt und exact ausgeführt.



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

Kaisers von Russland,  
Kaisers von Deutschland,  
Kaisers von Oesterreich,  
Königs von Dänemark,  
Königs von Bayern.



**C. M. SCHRÖDER.**

Erste russische Pianofortefabrik  
Gegründet 1818.

**Flügel**

von 550 Rbl. an.

**Pianinos**

von 400 Rbl. an.

Preis-Courante auf Verlangen  
gratis und franco.

**St. Petersburg, Newsky 52.**

# Zum bevorstehenden Weihnachtsfeste

empfiehlt sein grosses Lager

Pelzbaretts  
Muffen  
Kragen  
Boas

} für Damen,

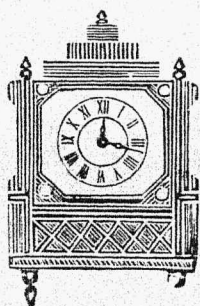
## Mützen für Herren

von allen Fellarten in jeder Preislage.

## Kinder-Garnituren,

sowie alle anderen Arten **Kopfbedeckungen** für **Herren, Knaben und Kinder.**

**ALBERT KLUTH,**  
**Riga, Kalkstrasse Nr. 20.**



## Adalb. G. Berg

Riga, Scheunenstrasse Nr. 18, Riga.

empfiehlt in grösster Auswahl zu den **billigsten Preisen**

## Taschen-Uhren

in Gold-, Silber-, Nickel- und oxydirten Stahl-Gehäusen.

ferner:

Cabinet-, Tableaux-, Tisch-, Regulator-, Wecker-, Schwarzwälder, Reise- und Jahres-

## U h r e n ,

Uhrketten, Breloques, neuester Façon, in Gold, Silber, Doublé, Nickel, Talmi, Stahl, Bronze und Seide,

Musikwerke (**verbessertes System**) von 2 bis 10 Stücken spielend.

## Musikwerke

zum Drehen für Kinder, von 1 Rbl. 50 Kop. an.

NB. **Reparaturen** werden unter Garantie solid und billigst ausgeführt.

PL  $\frac{A}{51}$  38,9

Englisches Magazin  
(gegründet 1857)

# J. REDDICH, RIGA,

Grosses Lager

in allen englischen, deutschen, amerik., französischen u. russischen Artikeln.

**Sämmtliche Beschläge**

für Baunternehmer und Tischler.

Schmiede- und Schlosserei-

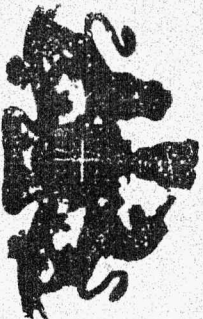
Einrichtungen.

Sämmtliche Handwerkszeuge.

Jagd-, Fischer- und Garten-

Geräthe.

Küchen- und Wirthschafts-Einrichtungen.



Flinten und Revolver

nebst allem Zubehör.

Musikalische Instrumente

nebst allem Zubehör.

**Optische Waaren.**

Landwirthschaftliche Geräthe.

Kupfer- und Messing-Stangen und Gasrohr,  
Messing-, Neusilber- und Stahlbleche und Draht,  
aus englischen Gussstahl- u. Instrumentenstahl in allen  
Dimensionen.

Balancen, Decimal- und Kornwaagen,  
Hessische Graphit- u. Salamander-Schmelztiegel,  
Lager steyrischer Sensen, Stralsunder Sensenstreicher u.  
amerikan. Sensensteine.